

Frieda Olk geb. Scharnowski

Erinnerung an meine Jugendzeit und danach.



Am 31.10.1924 wurde ich in Dimmern, Kreis Ortelsburg, in Ostpreußen geboren. In der Nähe ist die Stadt Mrągowo, der frühere Name war Sensburg, auch bis Bischofsburg, heute Biskupiec, war es nicht weit.

Von uns fünf Mädchen, war ich die Älteste. So musste ich sehr oft auf meine Geschwister aufpassen. Die Kleinen lagen in einer Wiege, mit der man sie in den Schlaf schaukeln konnte.

Ja, wie war es denn auf einem Bauernhof in Ostpreußen? Da möchte ich ein wenig darüber berichten, wie unser Alltag aussah.

Ende April, wenn es das Wetter erlaubte, wurden die Kartoffeln aus der Miete geholt und die Saatkartoffeln ausgelesen. Die Miete war außerhalb des Hauses, etwa 2 Meter tief im Erdboden und mit Steinen ausgemauert. Als Schutz gegen das Wetter war die Miete oben mit Holz, Stroh und Erde abgedeckt. Vorn war eine Tür eingelassen, dort konnte man die Miete betreten.

Nun musste der Acker vorbereitet werden. Da wurde der im Winter angefallene Stallmist auf Wagen geladen und von meinem Vater auf das Land gefahren. Dort wurde der Dung, mit einem kleinen Abstand, häufchenweise abgeladen.

Bevor nun die Kartoffeln gepflanzt werden konnten, musste der Mist auseinander gestreut werden. Dann machte mein Vater mit Pferden und Ackerpflug eine Furche nach der anderen. In diese Furchen haben wir dann die Kartoffeln gelegt. Nun wurde der Stallmist eingeharkt.

Nach Wochen, wenn die Kartoffeln die entsprechende Größe hatten, wurde sie mit Pferd und Pflug angehäufelt.

\*

Im Frühjahr wurden die Hühnereier unter die Glucke gelegt, die dann die Eier ausbrütete. Die Glucke ging dann, bei schönem Wetter, mit ihren Küken spazieren. Mit den Gänseeiern wurde das genauso gemacht, nur das da natürlich eine Gans darauf saß.

Im Sommer mussten wir die Gänse hüten, oft schon vor Schulbeginn. Bevor wir zur Schule gingen, wurden die Gänse in einen Schuppen gesperrt.

In einem Jahr hatten wir auch Perlhühner, die sahen immer recht niedlich aus.

Auch hatten wir Puten, schlimm war nur der Truthahn. Wir Kinder hatten immer Angst vor ihm. Sobald wir etwas Rotes an hatten, war der Truthahn hinter uns her. Wir hatten auch etliche Schafe, weiße und schwarze.

Die Schafe waren aber immer friedlich. Besonders im Frühjahr mussten die kleinen Schäfchen oft mit der Flasche aufgezogen werden. Im Frühsommer wurden dann die Schafe geschoren.

Eine weitere wichtige Arbeit war das Melken unserer Kühe. Natürlich wurde mit der Hand gemolken.

Im Sommer musste die Milch schon um fünf Uhr an der Hauptstraße stehen. Oft habe ich zwei Milchkannen auf mein Fahrrad gepackt und sie zur Sammelstelle gebracht. Etwa zwei Kilometer Feldweg waren da schon zu fahren.

Manchmal wurde die Milch auch mit unserem Einspannerwagen weggebracht.

Die Milch wurde per LKW nach Bischofsburg gebracht. Mittags konnten wir dann die leeren Kannen wieder von der Sammelstelle abholen.

Bezahlt wurde nach dem Fettgehalt der Milch. Also durfte man die Milch nicht mit Wasser verdünnen!



Schwester Erna und mein Vater Karl

Ein Teil der Milch blieb im Haus und wurde zu Butter verarbeitet. Die Milch kam in eine Zentrifuge und wurde per Hand geschleudert. So wurde die Sahne von der Milch getrennt. Die Sahne kam in ein Butterfass und wurde so lange gestampft, bis daraus Butter entstand. Zum Verkauf kam die Butter Pfundweise in eine Holzform. An die Holzform, mit einer eingearbeiteten Rose, kann ich mich noch gut erinnern.

Die Buttermilch wurde getrunken. Dann konnte man noch „dicke Milch“ und Quark aus der Milch herstellen. Ich selbst habe sehr gern Kakao getrunken. Dazu gab es frisches, selbstgebackenes Brot. Gekühlt wurde das alles mit unserem eigenen Brunnenwasser.

Brot wurde natürlich selbst gebacken. Ich weiß noch sehr genau, wie anstrengend es war den Sauerteig zu kneten.

Gebacken wurde im eigenen Herd. Jeder Bauer hatte einen großen, gemauerten Herd. Oben auf dem Herd wurde dann gekocht.

\*

Mitte Juni wurde auf den Dimmern-Wiesen das Gras meistbietend versteigert. Diese Fläche war seit dem 13. Jahrhundert ein großer See. Dort durfte man sogar Fische, für den Eigenverbrauch fangen. Der See hatte eine Länge von ca. 3,5 km und reichte von Haasenberg bis Pfaffendorf. Die tiefste Stelle soll ca. drei Meter gewesen sein. Im Jahr 1892 baute man einen Kanal und entwässerte den See. Diese Fläche wurde dann zum Grasland. Nur durfte aber dort kein Vieh weiden, weil man das Gras ja verkaufen wollte.

Mein Vater kaufte meistens drei bis vier Parzellen.

Sobald es morgens hell wurde, ging er los. Mit der Sense ging es dann zum Mähen. Vorher musste die Sense gedengelt, d.h. geschärft werden. Dann wurde das Gras mit dem Rechen auseinander gestreut und konnte nun trocknen. Wenn es getrocknet war, hat man das Heu mit dem Rechen in Reihen oder gleich in große Haufen aufgeschichtet. Auch bei der Heuernte mussten wir Kinder natürlich mithelfen.

In den letzten Jahren musste ich den Wagen beladen.

Das war gar nicht so leicht für ein junges Mädchen.

Nun musste das Heu noch auf dem Heuboden abgeladen werden.

\*

Einmal in der Woche wurde Häcksel geschnitten. Diese Maschine wurde auch mit Pferden angetrieben. Häcksel wurde aus Stroh gemacht, um zusätzlich das Vieh zu füttern.

Wenn die Frühjahrsbestellung erledigt war, haben wir Torf gemacht. Torf wurde als Brennmaterial genutzt. Er wurde zum Teil auf dem eigenen Hof verbraucht oder aber auch verkauft. Da mussten wir schon als Kinder mithelfen.

Diese Arbeit dauerte den ganzen Sommer an. Nur bei schlechtem Wetter ging dies nicht.

Die Torferde wurde bis zu zwei Meter aus der Erde geholt. Es gab eine Torfpresse, die von zwei Pferden, die immer im Kreis gingen, betrieben wurde. Eine Person musste die Torferde in die Maschine legen. Dann presste die Maschine mit drei Formen endlose Streifen, die etwa alle 30 cm abgestochen wurden. Nun musste man 25 Stück auf einen Schubkarren legen und zum Trocknen bringen. Ein ganzes Stück von der Abbaustelle wurde jetzt der Torf, jeweils zu tausend Stück, gelagert. Mit zwei Personen hatte man richtig viel zu tun, je nachdem wie schnell die Pferde waren. Am Tag wurden so zwischen sechs bis sieben Tausend Stück Torf hergestellt. Es war doch eine schwere und schmutzige Arbeit. Erschwerend kamen die manchmal recht hohen Temperaturen.

In den großen Löchern, die wir gegraben hatten, sammelte sich das Wasser. Hier siedelten sich schnell die Frösche an und man hörte den ganzen Sommer das Gequake.

Der größte Teil des Torfes wurde verkauft. Mein Vater fuhr dann mit zwei Wagen nach Bischofsburg. Wobei er die Wagen einzeln zur Hauptstraße bringen musste. Auf dem Feldweg schafften die Pferde nur einen Wagen mit ca. viertausend Stück Torf. Meistens fuhr er schon um drei Uhr morgens los.

Ich erinnere mich auch gut an meinen Opa. Mit ihm habe ich oft das zweite Frühstück eingenommen. Es gab immer Milchsuppe.

Als mein Opa starb, habe ich oft von ihm geträumt. An seine Beerdigung kann ich mich noch gut erinnern. Als der Pfarrer ins Haus kam, hatte ich Angst, ich glaubte es wäre der „schwarze Mann“.

Die Männer trugen alle Zylinder, mein Vater hatte einen zusammenklappbaren.

Zu den Hochzeiten trugen damals alle Gäste Zylinder. Später trug dann nur noch der Bräutigam einen Zylinder.

Wenn jemand gestorben war wurde die Beerdigung im Haus ausgerichtet. Da wurde oft die ganze Nacht durchgemacht. Es wurde viel gegessen und getrunken. Es hieß, das Fell wird versoffen!

\*

Im Sommer kam eine Tante aus Essen zu Besuch, sie hatte ihren kleinen Sohn mitgebracht. Wir spielten im Garten und auf dem Hof mit dem Ball.

Als meine Mutter mit dem Frühstück auf das Feld ging, habe ich mir eine Schere geholt. Mein Cousin musste mir helfen. Ich wollte meine Zöpfe loswerden.

Einen Zopf haben wir geschafft, dann kam meine Mutter. Sie war nicht sehr erfreut, musste aber den zweiten Zopf dann auch abschneiden. Mich störte immer das Kämmen der langen Haare. Mein Vater war auch nicht begeistert, denn ihm gefielen die langen Haare viel besser. Damals war ich vielleicht vier Jahre alt, kann mich aber trotzdem noch gut an dieses Ereignis erinnern.

Wir hatten ein älteres, aber recht großes Bauernhaus, der größte Teil bestand aus Holz, gedeckt mit einem Strohdach. In dem Haus waren drei große Zimmer und eine Küche.

Von der Küche aus, ging es auf den Dachboden. Auf einem Teil dieses Bodens wurde das Korn untergebracht, in der anderen Hälfte wurden vielerlei Dinge abgestellt.



Meta, Erna, Hildegard und Frieda (von links nach rechts)

Die Wäsche musste natürlich auch noch gewaschen werden. Zuerst wurde sie eingeweicht und die weiße Wäsche kam in einen großen Kessel und musste dann auf dem Herd gekocht werden. Danach wurde das Bunte gewaschen.

Im Sommer haben wir nur bei schönem Wetter gewaschen.

Gebügelt hat man mit einem Bügeleisen, das mit Kohlenglut gefüllt war, da es ja keinen Strom gab. Im Winter trockneten wir unsere Wäsche auf dem Dachboden.

\*

Bei uns gab es viel Geflügel, so etwa 20 bis 30 Gänse. Diese mussten wir noch vor der Schule „satthüten“, denn die Gänse gingen gern ins Getreide. Nebenbei war genug Zeit, um noch fleißig zu lernen.

Außerhalb des Hauses war eine große Scheune. Hier wurde das Getreide untergebracht. Auch der schöne Spazierwagen und der Spazierschlitten hatten dort ihren Platz. Neben der Scheune war ein großer Schuppen, dort wurden die Arbeitswagen und andere Geräte untergestellt. Zwischen der Scheune und dem Stall war noch ein weiterer Schuppen. Hier wurde ein Teil des Brennmaterials gelagert. In der anderen Hälfte waren die Schafe.

Nebenan im Stall waren die Pferde, Kühe, Schweine, ja eigentlich das gesamte Vieh untergebracht.

Wir hatten meistens zwei, manchmal auch drei bis vier Arbeitspferde. Ab und zu auch mal ein Fohlen. Diese waren immer sehr niedlich. Dazu kamen vier bis sechs Milchkühe, etliche Schweine, manchmal auch eine Sau, die dann auch kleine Ferkel warf. Über dem Schweinestall war eine Art Terrasse, wo sich die Hühner aufhielten.

Im Sommer ist es schon oft vorgekommen, dass eine Glucke mit ihren kleinen Küken zum Vorschein kam.

Niedlich waren die kleinen Gänschen. Mein Cousin aus Essen, der das Alles ja nicht kannte, wollte mit den Gänschen spielen, dabei drückte er ihnen fast den Hals zu.

Wir hatten ja einen großen Hof mit drei Einfahrten. Der Brunnen stand in der Nähe vom Haus. So wollte mein Cousin eine Katze in den Brunnen werfen, damit sie sich waschen konnte. Danach hat mein Vater den Brunnen abgedeckt. Der Brunnen war schon recht tief. Aus dem Brunnen haben wir auch das Vieh getränkt. Am schlimmsten war es im Winter. Dann war es um den Brunnen herum manchmal richtig vereist und man musste sehr vorsichtig sein.

In der Küche gab es kein Wasser, so wurde das Wasser in Eimern reingetragen. Das Abwasser musste natürlich wieder rausgetragen werden.

Elektrisches Licht gab es bei uns auf dem Hof auch nicht. Strom gab es nur im Dorf und wir wohnten etwa 2 km vom Dorf entfernt. Da konnte oder wollte niemand die Installation bezahlen.

So waren die meisten Bauern zerstreut angesiedelt. Unser Ackerland und Wiesen hatten wir nur um das Gehöft herum.

Etwa 500 m von unserem Hof entfernt, hatten wir einen Mischwald. Dort bauten wir uns eine Schaukel, um bei jeder Gelegenheit zu schaukeln. Hier gab es auch Heidelbeeren und Pilze. Zwischen dem Gehöft und dem Wald war eine Wiese, wo wir oft die Gänse gehütet haben. Wenn das Getreide groß war, mussten wir gut aufpassen, dass uns der Fuchs keine Gans holte.

Sonntags haben wir viel mit dem Ball gespielt, denn anderes Spielzeug gab es ja nicht. Wir hatten auch keine Puppen.

Als ich in die Schule kam, gab es auch keine Zuckertüte, nur ein paar Zuckersteine.

Bis zur Schule waren es etwa 2,5 km, die mussten wir täglich zu Fuß zurücklegen.

Unsere Schule stand zwischen Dimmern und Haasenberg.



„meine“ Schule

Die Schule hatte einen großen Schulhof. Die Jungen konnten Fußball spielen. Die kleinen Mädchen spielten mit dem Ball und die großen haben Völkerball gespielt. Ich selbst, habe sehr gerne Völkerball gespielt, natürlich nur in der großen Pause.

Ab und zu konnten wir uns in der Schule duschen. Im Winter konnten wir unsere nassen Haare in der Klasse am Kachelofen trocknen.

Die Winter waren langanhaltend, sehr frostig und es gab immer viel Schnee. Wenn es seine Zeit erlaubte, hat uns mein Vater mit dem Spazierschlitten von der Schule abgeholt. Es war ganz toll mit Glockengeläut zu fahren.

Einmal hat mein Vater nicht aufgepasst und die Pferde scheuten. Sie rannten wie wild los und der Schlitten kippte um. Die anderen Kinder, die sich mit ihrem Schlitten angehängt hatten lagen alle im Schnee. Da gab es große Aufregung, aber uns Kindern hat das Spaß gemacht. Es war ja niemanden etwas passiert.

Fast jeden Winter haben wir von der Schule aus eine Schlittenpartie durch die Wälder der Umgebung gemacht. Mehrere Spazierschlitten wurden da gebraucht, damit alle Kinder mitfahren konnten.

An einer Gastwirtschaft wurde eine Pause gemacht, so dass wir dort etwas zu Trinken bekamen und uns aufwärmen konnten. Das war immer ein sehr schönes Erlebnis.

Manchmal hat unser Lehrer einen Ausflug mit dem Rodelschlitten gemacht, leider besaßen wir keinen eigenen, so mussten wir mit anderen Kindern rodeln. Später hat uns mein Vater selber einen Schlitten gebaut, aber der war noch lange nicht so schön.

So haben wir mit den Holzpantoffeln versucht den Berg runterzurutschen, wenn das Holz zu sehr abgenutzt war wurden Lederreste darunter genagelt. Trotzdem hat es uns Spaß gemacht.



Meine Schulklasse im Jahr 1931

Wenn es dann langsam dunkel wurde, ging es rein in die gute Stube. Um den Kachelofen war eine Bank, da haben wir uns richtig aufgewärmt. Man saß lange in der „Dämmerstunde“, um Licht zu sparen oder man machte eine Kerze an. Ein Kachelofen konnte aus der Küche geheizt werden.

Der Herd in der Küche war recht groß. Er hatte drei Kochmulden mit Ringen. An der Seite konnte man die Speisen warm halten. Unten im Herd wurden das Brot und der Kuchen gebacken. Den Herd hatte uns ein Maurer gebaut. Im Schornstein wurden das Fleisch und der Schinken geräuchert.

Ein bis zweimal in der Woche wurde Brot gebacken, natürlich aus Sauerteig.

Kuchen wurde wenig gebacken, wenn überhaupt, dann gab es Streuselkuchen oder Rührkuchen. Weihnachten gab es Mohnkuchen und Plätzchen. Dafür wurden oft Kräppel gebacken, vor allem wenn unverhofft Besuch kam. Torten gab es nur bei Festlichkeiten



1939 meine Konfirmation

\*

Bei uns lebte auch eine verwitwete Tante, sie war die älteste Schwester von meinem Vater und die Stiefmutter von meiner Mutter. Unser Haus war ihr früheres Elternhaus. Diese Tante hat uns viel geholfen. Ich musste schon als Kind die Kühe melken, das war gar nicht so einfach, aber auch das hat mir meine Tante beigebracht.

Später hatten wir noch einige Angorakaninchen, diese wurden geschoren, genauso wie die Schafe. Die Wolle wurde gewaschen und gekämmt. Meine Mutter hat sie dann mit einem Spinnrad gesponnen. Daraus hat sie schöne Jacken und Pullover gestrickt. Besonders schön waren die Pullover aus weißer Angorawolle.

So wurde es uns nie langweilig auf dem Hof. Arbeit gab es immer reichlich.

Viele Abende verbrachten wir mit Handarbeiten oder Kartenspielen. Am liebsten spielten wir „Schafskopf“. Dazu brauchte man aber mindestens vier Personen.

Aber auch die Post musste erledigt werden. Damals hatten wir natürlich kein Telefon, also konnte man nur Briefe schreiben.

Oft haben wir „Städteraten“ oder auch „Blinde Kuh“ gespielt. Ab und zu ist mein Vater mit mir zu Bekannten oder Verwandten gegangen, dort wurde dann auch meistens Karten gespielt. Mein Vater spielte sehr gerne Karten.

Er war aber auch ein richtiger Pferdenarr. Wenn es das Wetter im Winter erlaubte, fuhr er mit uns mit dem Spazierschlitten zu Verwandten. Davor wurde das Geschirr der Pferde blankgeputzt. Wir hatten Geschirr zum Arbeiten und zum Ausfahren. Das „gute“ Geschirr wurde nur zu Ausfahrten benutzt. Denn auch die Pferde mussten im Winter Bewegung haben.

Ich erinnere mich noch heute gern an die schönen Schlittenfahrten durch die tief verschneite Winterlandschaft Ostpreußens. Das war immer ein besonders Erlebnis. Es ging dann mit Glockengeläut durch Wald und Flur.

Kurz vor Weihnachten wurden dann die Gänse geschlachtet. Einige haben wir verkauft, einige bekamen unsere Verwandten als Weihnachtsbraten. Gerne haben wir auch „Gänse-Schwarzsauer“ gegessen. Dazu wurde das Fleisch gekocht, zum Schluss wurde das Blut in der Suppe verrührt und süßsauer abgeschmeckt. Dazu gab es dann Salzkartoffeln.

Zwischen Weihnachten und Neujahr wurden die Gänsefedern gerissen. Da musste man sehr vorsichtig sein, weil die Federn überall im Haus herumflogen.

Heiligabend wurde ein großer Weihnachtsbaum geschmückt. Den hatten wir aus unserem Wald geholt. Das Schmücken hat uns Kindern immer viel Spaß gemacht.

Geschenke zu Weihnachten gab es keine. Das was wir zum Anziehen brauchten, wurde schon im Herbst gekauft. Wir haben uns aber auf den bunten Teller gefreut. Jedes Kind hat sich einen tiefen Teller vor das Bett gestellt. Denn in der Nacht kam erst der Weihnachtsmann und füllte den Teller.

Morgens, in aller Frühe tasteten wir nach dem Teller, ob schon etwas drin war. Darin befanden sich meistens ein paar Plätzchen, Nüsse, Zuckersteine, eine Apfelsine. Manchmal auch etwas Schokolade. Darüber haben wir uns sehr gefreut.

Einmal ist ein Weihnachtsmann gekommen, da sollten wir Weihnachtslieder singen. Ich habe den Mann erkannt, da wollte er mich schlagen, so bin ich unters Bett gekrochen. Es war der Nachbar. Die Anderen haben Plätzchen bekommen, meine dagegen fand ich später draußen vor der Haustür.

Im Frühjahr, wenn es warm wurde, mussten wie die Pflanzkartoffeln auslesen. Wir hatten draußen in der Nähe des Hauses eine große, aus Steinen gemauerte Miete, dort wurden die Kartoffeln und Rüben aufbewahrt. Das Dach war aus Holz und mit Stroh abgedeckt und darüber kam Erde. Vorn war eine Öffnung angelegt, dort konnte man reingehen. Die Esskartoffeln haben wir im Haus untergebracht. Die großen Kartoffeln waren zum Verfüttern an die Schweine vorgesehen.

Unter jedem Zimmer war ein Keller. In der Mitte war eine Öffnung dort wurden die Kartoffeln reingeschüttet. Dann wurden diese Öffnungen wieder mit Brettern abgedeckt und die sogenannte Flickerteppiche draufgelegt. Diese wurden aus bunten Stoffresten gewebt. Wenn es mal gemütlich wurde und wir tanzen wollten, mussten die Läufer weichen.

Musik gab es aus einem kleinen Grammophon. Dafür hatten wir auch verschiedene Schallplatten. Wir hatten zwar auch ein Radio, aber da wir keinen Strom hatten, mussten die Batterien oft aufgeladen werden. Aufladen konnten wir die Batterien aber nur in der Stadt, die war etwa 12 km entfernt.

Im Winter mit dem Fahrrad war das nicht so einfach. Zum Bahnhof waren es etwa 4 km.

Die Neuigkeiten haben wir meistens aus der Zeitung erfahren. Die Zeitung mussten wir uns aus dem Dorf selber holen. Unser Briefträger kam mit dem Fahrrad

und hatte mehrere Dörfer zu betreuen. Nur dringende Post hat er selber zugestellt.

In Dimmern hatten wir eine Gastwirtschaft und ein Lebensmittelgeschäft mit einem großen Saal und einer Bühne.

Silvester haben wir bei uns nicht gefeiert, man feierte nur in der Stadt. Aber es wurde Zinn gegossen. Dann wurde aus Mehl und Wasser ein Teig gemacht, davon wurden etliche Figuren hergestellt. Schafe, Rinder, Pferde, Hühner und Schweine. Diese Figuren wurden auf dem Ofen getrocknet. Am Neujahrstag, bei der ersten Fütterung, hat dann das Vieh dies als Futter bekommen.

\*

Ich selbst habe sehr gern Handarbeit gemacht. Schon im Alter von 12 Jahren konnte ich mir meinen ersten Pullover aus hellblauer Wolle stricken, den ich dann auch gern getragen habe. Erinnern kann ich mich auch noch, als ich ein Matrosenkleid bekommen habe. Auf dieses war ich sehr stolz, weil so etwas in der Schule noch keiner hatte. Später habe ich ein schönes Strickkleid bekommen, das ich auch gerne getragen habe. Die Farbe war ein schönes grün mit ein paar dünnen roten Streifen am Rocksaum. Da kann ich mich noch heute gut erinnern.

Als ich in die Konfirmandenstunde musste, habe ich ein neues Fahrrad bekommen. Der Weg bis zu dem Unterrichtsraum war etwa 4 km lang und das war ohne Fahrrad zu weit. Das Fahrrad konnte ich allerdings nur im Sommer benutzen.

Im Dorf gab es auch eine Bäckerei, dort brachte ich manchmal Gebäck mit oder kaufte beim Metzger frische Wurst.

Dann gab es auch ein Handarbeitsgeschäft, dort habe ich mir oft Taschentücher zum behäkeln gekauft, oder aber auch Wolle. Daraus wurden dann schöne Stuhl- oder Sofakissen gehäkelt. Später wurde das Geschäft geschlossen, weil der Besitzer ein Jude war.

\*

Im Winter ging ich den weiten Weg zu Fuß. Auch wenn wir am Sonntag zur Kirche wollten, mussten wir zu Fuß gehen. Manchmal ist mein Vater im Winter mit dem Pferdeschlitten gefahren oder im Sommer mit einem schönen Spazierwagen, dem sogenannten Landauer.

\*

Meine Hausaufgaben für die Schule habe ich oft abends gemacht, da ich tagsüber mitarbeiten musste. Das Schlimmste für mich war, wenn ich ein Lied oder ein Gedicht auswendig lernen sollte. So wurde das Gedicht mehrmals durchgelesen und das Buch über Nacht unter das Kopfkissen gelegt. Morgens konnte ich dann das Gedicht oder das Lied. Jedenfalls meistens hat das geklappt.

\*

Geschlafen haben wir immer mit zwei Personen in einem Bett. Da gab es auch eine Schlafbank, die abends ausgezogen wurde und am Tag als Sitzgelegenheit diente. Dann hatten wir auch ein Tischbett, das auch abends ausgezogen wurde und am Tag als Tisch diente. Überall hatten wir Strohsäcke.

Diese wurden jedes Frühjahr und im Herbst neu mit frischem Stroh aufgefüllt.

Auch bei der Ernte mussten wir schon als Kinder mithelfen. Die Kartoffelernte war für uns besonders schwer. Mein Vater hat mit einer Maschine, die von Pferden gezogen wurde, die Kartoffeln ausgeschleudert. Den ganzen Tag gebückt arbeiten und die Kartoffeln auflesen, das war schon sehr anstrengend.

Ganz schlimm war es, wenn die Tage kalt waren und man an die Finger fror. Ich habe auch oft in der Nachbarschaft oder bei Bekannten geholfen. Da habe ich 50 Pfennig für den Tag bekommen. Bei manchen, ganz großen Bauern, gab es auch schon mal eine Mark.

\*

Danach wurde das Getreide gedroschen, das wir in der Scheune untergebracht hatten. Da haben sich auch gern die Mäuse aufgehalten. Vor Mäusen hatte ich ziemliche Angst.

Die Dreschmaschine wurde auch von Pferden betrieben, erst später hat mein Vater einen Motor eingesetzt.

Das Stroh wurde in großen Ballen gebunden und erst mal auf dem Hof zwischengestapelt. Wenn wir mit dem Maschinen, also Dreschen, fertig waren, wurde das Stroh wieder in die Scheune gebracht. Anschließend musste das Getreide gereinigt werden. Das habe ich oft mit meiner Mutter gemacht. Ich habe an der Kurbel drehen müssen und meine Mutter hat eingefüllt. So wurde das Korn von der Spreu getrennt. Das war eine sehr staubige Arbeit und anstrengend war es auch noch.

\*

Einmal hat ein Lehrer eine Klassenfahrt mit der Bahn gemacht. Wir waren zwei Tage unterwegs. Das war für mich das erste Mal, dass ich überhaupt mit der Bahn gefahren bin.

Wir haben in einer Jugendherberge übernachtet und am nächsten Tag eine Dampferfahrt gemacht. Danach ging es mit Sang und Klang wieder heim. Das war für mich ein ganz großes Erlebnis.

Später haben wir dann noch einmal eine Klassenfahrt nach Hohenstein, zum Tannenbergdenkmal gemacht.

Das möchte ich meinen Eltern hoch anrechnen, denn alle Kinder durften diese Fahrten nicht mitmachen.

Eigentlich war kein Geld für solche Ausflüge da, aber meine Eltern haben es mir ermöglicht.

Mein Vater war ein herzenguter Mann, er war eine Seele von einem Mensch. Er war sehr gutmütig und half allen Leuten, wo er nur konnte.

Uns Kindern hat er kaum einen Wunsch abgeschlagen. Es ist sehr traurig, dass er 1945 vermisst wurde und Ende des Jahres für Tod erklärt wurde. Er wurde nur 44 Jahre alt. Bis heute weiß ich nichts über seinen Verbleib.

\*

Jeden Herbst wurde in einem großen Fass Sauerkohl eingemacht. Wir mussten schon als Kinder mithelfen, denn der Kohl sollte ja festeingestampft werden. Fast jeden Winter hat mein Vater sich ein großes Fass grüner Heringe schicken lassen. Von denen uns die Nachbarn einen Teil abgekauft haben. Die grünen Heringe wurden gebraten und ein Teil in Essig eingelegt. Grüne Heringe habe ich damals, wie noch heute,

sehr gerne gegessen. Die Heringe gab es meistens zum Abendbrot.

Bei uns wurden viele Kartoffeln gegessen, so gab es abends oft Bratkartoffeln und Milchsuppe dazu. Auch Kartoffelkuchen gab es oft, nur mit dem Reiben und Backen, das war so eine Sache, denn mein Vater war ein guter Esser und wir waren ja auch acht Personen zu Tisch. Man kam also kaum nach mit dem Backen.

\*

Besonders schön war die Zeit im Sommer. In unserer freien Zeit, die ja recht knapp bemessen war, saßen wir draußen auf der Bank und hörten die Musik aus dem Grammophon. Zwischendurch hörte man die Frösche quaken, die hinter dem Wald im Moor lebten. Durch unsere Musik wurden auch die Hunde in der Nachbarschaft wach und stimmten mit lautem Bellen ein.

An diesen lauen Sommerabenden brachte mir meine Tante auch das Tanzen bei. Die Sommer waren in Ostpreußen teilweise recht warm und trocken. Zu schnell war der Sommer vorüber.

Da meine Tante und mein Onkel im selben Dorf wohnten, haben wir uns oft gegenseitig besucht. An einem schönen Sommertag, das Getreide war schon hoch, wollte ich meine Tante besuchen. Es war etwa ein Kilometer bis dorthin und ich musste die Hauptstraße überqueren. Als ich kurz davor war, kam auf der Straße ein altes Auto mit Verdeck angefahren. Da bekam ich es mit der Angst zu tun. Denn meine Tante, die bei uns lebte, erzählte uns immer wieder, wir sollten aufpassen, wenn so ein Auto kommt. „Die sammeln Kinder ein und verkaufen sie“, sagte Sie uns.

Und tatsächlich, als sie mich erblickten, fuhr das Auto von der Straße runter und bog auf den Feldweg ab, wo ich mich gerade befand. Ich bin dann zurück gerannt und habe mich im Kornfeld versteckt. Nach einiger Zeit ist das Auto wieder rückwärts zur Straße und davon gefahren. Als ich heim kam, konnte ich vor Aufregung kaum sprechen.

In dieser Zeit ist ja sehr selten ein Auto gefahren. Motorräder hat es schon mehr gegeben. Wenn wir abends über die Straße mussten, und ein Auto mit Licht kam, haben wir uns immer versteckt, bis es vorbeigefahren war.

Zur Schule haben wir den Feldweg benutzt, das war näher zur Schule und man musste nur ein kurzes Stück auf der Hauptstraße laufen.



Anfang November begann in Ostpreußen der Winter. Er begann meist mit sehr viel Schnee und Frost. Für uns Kinder war es eine schöne Zeit, wenn nur der weite und beschwerliche Schulweg nicht gewesen wäre. Oft hat mich mein Vater von der Schule mit dem Pferdeschlitten abgeholt. Denn auch im Winter brauchten die Pferde ja Bewegung.

\*

Nun kamen die langen Winterabende, man saß am Kachelofen, unterhielt sich oder machte Handarbeit. Besonders in den Kriegsjahren musste man mit Petroleum sehr sparsam sein. Petroleum brauchten wir für die Lampen und die Menge wurde uns zugeteilt.

In der Adventszeit haben wir in der Schule einen Adventskranz geflochten. Mit roten Bändern und Kerzen wurde dieser in der Klasse aufgehängt. In dieser Zeit wurde auch für eine Weihnachtsfeier geübt und auch Weihnachtslieder gelernt.

Die Weihnachtsfeier wurde auf der Bühne im großen Saal bei uns in Dimmern aufgeführt. Einmal, daran kann ich mich noch gut erinnern, habe ich mich als Schneeflocke verkleidet.

Unser Lehrer hat auch oft Schulfeste organisiert, mit Musik und Volkstänzen, auch Sackhüpfen und Eierlaufen. Die Besten haben Preise bekommen. Abends ging es mit einem Fackelzug zurück ins Dorf.

Meine Tante, die bei uns lebte, war eigentlich eine gute Seele. Sie hat mir auch viel geholfen, wo es ihr möglich war. An den langen Winterabenden hat sie uns Geschichten erzählt. In ihrer Kinderzeit war das alles anders und es gab auch viel Armut. Sie waren neun Geschwister. Da musste die Kleidung, einer vom Ande-

ren aufgetragen werden. Sie meinte oft, wir hätten es doch als Kinder viel besser.

Als meine Mutter zwei Jahre alt war, starb die Mutter dieser Tante. Kurz vor ihrer Konfirmation starb dann plötzlich auch noch ihr Vater. So wurde die Tante praktisch bei uns aufgenommen und lebte dann bei uns.

Sie kam nicht darüber hinweg, dass sie zur Konfirmation die Schuhe von einem ihrer Brüder anziehen musste.

Ihre Großmutter hatte das Kommando übernommen. Sie lief immer mit einem Stock herum. Im Alter von 90 Jahren verstarb sie.

Meine Mutter war die Jüngste von acht Geschwistern, da gab es nur bereits getragene Sachen zum Anziehen.

Nach ihrer Schulzeit ging meine Mutter in eine größere Stadt, um dort in einem Haushalt zu arbeiten. In diesem Haus gab es auch eine Apotheke. Es gefiel ihr dort sehr gut.

Weil ihre ältere Schwester im Sommer Hilfe brauchte, ließ sie sich erweichen und ist hin und wieder nach Hause gekommen. So hat es sich ergeben, dass sie meinen Vater kennenlernte. Später heiratete sie ihn.

Mein Vater war der Jüngste von seinen Geschwistern. So war es der Brauch, dass der Jüngste den Hof von seinem Vater erbte. Er musste seine Geschwister auszahlen, das war damals so. Meinem Großvater stand ein Taschengeld zu.

Ich kann mich noch erinnern, sein älterer Bruder war Maurer und er fing an, ein Haus zu bauen. So hat mein Vater das ganze Material mit den Pferden herange-

fahren. Als das Haus fertig war, wurden der Stall und die Scheune gebaut. Überall hat mein Vater geholfen, natürlich nur für ein Dankeschön.

Aber wiederum, wenn mein Vater einen Maurer brauchte, war mein Onkel zur Stelle. Mein Vater hat dann eine Scheune bauen müssen, weil die alte Scheune zu klein wurde. So hat mein Onkel ihm und auch in der Nachbarschaft geholfen. Man half sich also gegenseitig.

Später sollte ein neues Haus gebaut werden, aber dazu kam es nicht mehr. Ich ahnte damals natürlich noch nicht, dass alles ganz anders kommen sollte.



Frieda Olk

Am 1. September 1939 brach der Krieg aus. Mein Vater wurde sogleich eingezogen und musste Soldat werden. Jetzt war das Leben sehr viel schwieriger geworden.

Lebensmittel gab es ab sofort nur noch auf Lebensmittelmarken. Auch einen Teil der Eier mussten wir abliefern. Die Anzahl der Hühner musste angegeben werden. Natürlich gab man nicht alle Hühner an, man mogelte ein klein wenig.

Mit dem Schlachten war es ebenso. Die Zahl der Schweine musste ebenfalls gemeldet werden. Manchmal haben wir heimlich geschlachtet, man durfte sich nur nicht dabei erwischen lassen. So haben wir auch heimlich Weizen mahlen lassen.

Ab und zu bin ich dann etliche Kilometer zu einer Mühle gefahren. Mit 20 Pfund Weizen auf dem Fahrrad, auch im Winter. Ein paar Eier oder Butter mitgenommen, dann klappte das Alles, aber immer mit einer gewissen Vorsicht. So konnten wir für bestimmte Feste oder auch mal am Sonntag einen Kuchen backen.

In den Wintermonaten musste auch mit Licht gespart werden, denn Kerzen und Petroleum gab es ebenfalls nur zugeteilt oder man hatte Beziehungen. Bei uns ging es noch, wir konnten immer etwas eintauschen. Im Herbst gab es viel Geflügel, vor allen Dingen Gänse. Die wurden vor dem Schlachten gemästet und dann verkauft oder zum Selbstverzehr behalten. So hatten wir immer etwas, um es gegen andere Dinge einzutauschen.

\*

Im Frühjahr 1940 habe ich Willy kurz kennengelernt. Dann im November des gleichen Jahres kam die erste Post von ihm. Er war damals in der Kaserne in Heilsberg zur Ausbildung. Das war nicht weit von uns entfernt. Weihnachten war er dann mit meinem Cousin zu uns gekommen und hat mich besucht.

Kontakte hatten wir damals nur per Feldpost. Da brauchte man keine Briefmarken, die Feldpostnummer genügte. Ab und zu gab es auch Sonntagsurlaub.

\*

In dieser Zeit habe ich auch noch bei uns im Dorf meine Hauswirtschaftslehre gemacht.

Das war so ein „Tante-Emma-Laden“. Dazu gehörten Fremdenzimmer und ein großer Saal. In diesem Saal wurde auch mal ein Film gezeigt. Tanz war ja während des Krieges verboten. Ausnahmen gab es nur in den ersten Kriegsjahren.

\*

Als Willy nach Russland kam, gab es kaum Post von ihm. Im Oktober 1942 wurde er nach Frankreich abkommandiert. Vorher hatte er ein paar Tage Erholungsurlaub bekommen. Der nächste Urlaub war dann Ende Januar 1943.

Am 03.02.1943 haben wir uns verlobt, gleich anschließend musste Willy wieder nach Russland.

Der nächste Urlaub stand ihm dann im November zu, da wollten wir auch heiraten. So hatten wir das geplant.

\*

Es war in dieser Zeit sehr schwierig ein Brautkleid zu bekommen. So habe ich mir auf dem Schwarzmarkt

weißen Stoff besorgt und eine gute Schneiderin hat mir das Brautkleid genäht. Das war im Oktober 1943. Leider wurde aus der Hochzeit nichts. Willy bekam keinen Urlaub, es gab eine allgemeine Urlaubssperre. So bekam ich auch lange Zeit keine Post von ihm. Fast ein Jahr hatte ich keinen Kontakt zu Willy. Der nächste Brief kam erst Anfang Juli 1944 aus Italien. Also fast ein Jahr später. Von Urlaub war hier aber keine Rede.



18. Aug.1944

Willy und Frieda Olk heiraten

Dann am 14.08.1944 kam Willy unverhofft nach Hause. Er hatte einen kurzen Erholungsurlaub bekommen. Aber an der Grenze wurde sein Urlaub nochmal verkürzt. So durfte er nur acht Tage Heiratsurlaub machen. In diesen acht Tagen musste alles vorbereitet werden. Am 18. August 1944 haben wir geheiratet. Meinen Vater konnten wir leider nicht erreichen. Er war beim Volkssturm und nicht aufzufinden.

Wir sind an diesem Tag mit mehreren Kutschen einige Kilometer zur Kirche nach Mensguth gefahren. Bei uns im Ort gab es keinen Pfarrer mehr, er war bereits eingezogen worden.

Es war ein wunderschöner Tag mit viel Sonnenschein, blauem Himmel und lauen Temperaturen. Sogar schönen Kuchen und etliche Torten hat es gegeben. Nur mit Getränken war es recht schwierig. Aber ein kleines Fässchen Bier hatten wir doch besorgt. Ein Pole aus der Nachbarschaft hatte Schifferklavier gespielt. Auch unser Grammophon spielte die ganze Nacht. So wurde die ganze Nacht fröhlich durchgeführt. Für wenige Stunden konnten wir die Schwierigkeiten und die Probleme des Alltags vergessen. Es sollte für lange Zeit das letzte große Fest sein.

Schnell hatte uns die Realität wieder eingeholt. Die schönen Tage waren viel zu schnell vorbei. Willy musste wieder in seine Kaserne. Kurze Zeit später wurde seine Einheit in Italien eingesetzt. So sollte ich lange Zeit nichts von ihm hören. Ich lebte immer im Ungewissen. Es hat sehr lange gedauert, bis ich endlich eine Nachricht von ihm erhielt.



Hier in dieser Kirche in Mensguth, haben wir geheiratet

\*

Mein Vater war kurz nach unserer Hochzeit nach Hause gekommen. Er war doch sehr überrascht, denn er ahnte ja nichts von den Ereignissen der letzten Wochen.

Aber schon kurz vor Weihnachten musste er wieder zum Volkssturm. Das war das letzte Mal, dass ich meinen Vater gesehen habe. Danach war er wohl in Kobulten. Später hat man ihn in Insterburg im Gefängnis gesehen. Viele dieser Insassen kamen später nach Sibirien. Möglich ist, dass mein Vater auch dorthin verschleppt wurde? Ich habe ihn später suchen lassen, aber leider vergebens. Bis zum heutigen Tag gibt es keinerlei Spuren von Ihm. Schade, ich hätte gern etwas über seinen Verbleib erfahren.

\*

Im Herbst haben wir noch die Felder bestellt, auch wurde das Getreide gedroschen, aber das Alles war vergebens. Das wussten wir aber zu diesem Zeitpunkt natürlich noch nicht.

Während des Krieges war unsere einzige Abwechslung das Kino. Manchmal hatten wir es sogar im Dorf. Ab und zu durften wir auch im Vereinszimmer tanzen. Im Saal war es nämlich verboten. Wir sind auch einige Kilometer mit dem Fahrrad ins Nachbardorf gefahren, um dort das Kino zu besuchen.

Im Sommer sind wir Mädchen oft mit den Fahrrädern etwa 12 km in die Stadt reingefahren. Im Winter, mit der Bahn, waren es etwa 3-4 km. Trotzdem hat es uns Spaß gemacht.

\*

Die letzten Jahre war ich zu Hause auf unserem Hof. Da habe ich bei einer Cousine im Nachbardorf ein bisschen Nähen gelernt. So konnte ich für mich und auch für andere Leute Kleider nähen. Für meine Schwestern Ida und Meta habe ich sogar Mäntel und Kleider genäht.

Die Kinder haben im Krieg Kleiderkarten bekommen. Für die Erwachsenen gab es ab und zu Bezugsscheine für Bekleidung und Schuhe. Ich konnte auch vieles ändern, aus Alt habe ich oft wieder Neues gemacht.

\*

Die letzten Weihnachten in Ostpreußen werde ich wohl nie vergessen. Es war eine sehr ruhige und besinnliche, aber auch angstvolle Weihnacht. Wir haben uns aus unserem Wald ein Bäumchen geholt und es ein wenig geschmückt. Geschenke gab es nicht, denn es

gab ja nur wenig zu kaufen, wenn dann nur auf Marken. Draußen war es sehr kalt und es lag viel Schnee. Das ganze Dorf war voller Soldaten. Man spürte förmlich eine große Unruhe.

Da ahnte ich bereits, was da auf mich zukommen könnte. Dass wir eines Tages flüchten müssen, wurde immer wahrscheinlicher. Die Frage stellte sich immer wieder, wohin? In dieser Kälte! Wir hatten schließlich Winter und 20 Grad minus war normal.

\*

Anfang Januar war meine Mutter noch in Lötzen. Dort besuchte sie meinen Vater. Da er warme Wäsche brauchte, sind meine Schwester Meta und ich mit dem Zug nach Ortelsburg gefahren, um das Paket bei der Ortsgruppe abzugeben, die es dann dem Volkssturm weitergab. Dort wollte aber niemand das Paket mehr haben. Angeblich hatte man keine Verbindung mehr zum Volkssturm.

So versuchte ich es auf der Post. Leider war dort geschlossen. Später erst erfuhr ich warum. Die Stadt war fast menschenleer, es war richtig unheimlich. So haben wir uns entschlossen, mit dem nächsten Zug wieder zurück zufahren.

Als wir den Bahnhof erreichten, kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Alles voller Menschen, fast jeder hatte Gepäck mit dabei. Für mich war das kein gutes Zeichen. Der Warteraum war voll, aber zwei Plätze fanden sich dennoch.

Es dauerte auch gar nicht lange und die ersten Flugzeuge griffen uns an. Sie feuerten mit Bordwaffen. Fensterscheiben gingen zu Bruch. Panik, Chaos.

Es gab die ersten Verletzten. Vor lauter Aufregung habe ich das Paket dort stehen lassen.

Ich habe meine Schwester Meta an die Hand genommen, bin zum Fenster heraus gesprungen und wir rannten in den nächsten Luftschutzbunker. Dort kam ich erst wieder zum Nachdenken. Wie sollten wir wieder nach Hause kommen?

Wir haben so lange gewartet, bis es Entwarnung gab. Dann sind wir beide quer durch die ganze Stadt, Richtung Dimmern, gerannt. Zum Glück kannte ich mich in Ortelsburg recht gut aus.

Kaum hatten wir die Stadt verlassen, kamen auch schon die nächsten Flieger.

Alles was sich auf der Straße bewegte wurde sofort mit Bordwaffen beschossen. Mehrmals mussten wir im Straßengraben in Deckung gehen. Es lag damals sehr viel Schnee, die Sonne schien vom blauen Himmel, aber es war bitterkalt.

So sind wir einige Kilometer zu Fuß gelaufen, dann hat uns glücklicherweise die letzten Kilometer ein Wehrmachtsauto mitgenommen.

\*

Dieses Erlebnis hat uns ganz deutlich gezeigt, wir müssen weg und zwar so schnell wie möglich.

Heute war Samstag und Sonntag wollten wir weg. Nun wurde gepackt. Wir wussten gar nicht was wir überhaupt mitnehmen sollten? Eines war jedoch klar, am Sonntag musste der Wagen fertig gemacht werden. Wir haben den Wagen mit Decken abgedeckt, um so ein wenig Schutz gegen die Kälte zu haben. Natürlich musste auch Futter für die Pferde mitgenommen werden.

In der Nacht wurde noch Brot gebacken, Geflügel geschlachtet und alles verpackt. Unterwegs mussten wir ja schließlich etwas zum Essen haben.

Ich hatte immer Angst, der Russe könnte uns überraschen. Wir wohnten ja nicht weit vom Dorf entfernt und zum Waldrand waren es nur wenige Meter. Wie ich erst viel später erfuhr, kam der Russe dann tatsächlich aus diesem Wald. Da wären wir wohl die Ersten gewesen. Gar nicht auszudenken!

Wenn ich nicht mit meiner Schwester in Ortelsburg gewesen wäre, hätten wir ja nicht mitbekommen, wie ernst die Lage wirklich war. Es war uns ja verboten, auf eigene Faust zu flüchten. Schließlich sind wir dann doch ohne Erlaubnis aufgebrochen. Wie wir dann feststellten, waren wir wohl eine der letzten Familien, die unser Dorf verließen.

Manchmal denke ich noch an meine Tante, die auf dem Hof zurückgeblieben ist. Sie war zu alt und schwach um die Strapazen einer Flucht zu überstehen. Später hörte ich, dass Sie von den Russen angeschossen wurde. Daran ist Sie wohl gestorben.

Ein Glück, dass in der Nachbarschaft ein Pole vom Volkssturm wohnte, der hat uns dann den Wagen bis nach Heilsberg gefahren. Unsere Nachbarin hat sich mit fünf kleinen Kindern unserem Treck angeschlossen. In Heilsberg war dann aber Schluss. Es ging Garnichts mehr. Die Straßen waren alle völlig überfüllt. Viele, viele Flüchtlinge, dazwischen die Wehrmacht. Es war die Hölle und dann kam die eiskalte Nacht. Die Pferde wurden ausgespannt, der Pole brachte sie in eine Scheune, die sich in der Nähe befand. Er ging wieder zurück in unser Dorf. Was aus ihm geworden ist, habe ich nie erfahren.

Auch die Nachbarin mit ihren Kindern, habe ich aus den Augen verloren. Später habe ich erfahren, dass der Russe sie schnappte und sie nach Hause zurück schickte. Dort hatte meine Nachbarin, meine inzwischen gestorbene Tante, im Garten beerdigt.

\*

Wir nahmen jeder ein kleines Gepäckstück mit und versuchten zu Fuß die Stadt zu erreichen.

Als später die Schießerei nachließ, versuchte ich mit meiner Tante und einer Bekannten zurück zum Wagen zu kommen. Mein Handgepäck gab ich meiner Mutter. Da die Schießerei wieder begann, konnte ich nicht mehr zu unserem Wagen zurück. In der allgemeinen Aufregung verlor ich meine Tante und die Bekannte aus den Augen. Wir drei hatten uns verloren und ich war allein.

Nun versuchte ich wieder zurück, zu meiner Mutter und zu meinen Geschwistern zu kommen. Überall lief ich herum und suchte, aber keine Spur von Ihnen. Ich suchte noch längere Zeit, vergebens. Schließlich habe ich aufgegeben. In dieser Menschenmasse jemanden zu finden, war mir nicht möglich. Jetzt stand ich, mit meinen zwanzig Jahren, völlig allein da. Nichts zu essen, keine Bekleidung, keine Papiere. Ich war endgültig allein. Was nun? Wohin sollte ich gehen?

So versuchte ich zu Fuß, aus der Stadt Heilsberg rauszukommen. Ich schloss mich dem Flüchtlingstreck an und marschierte einfach mit, immer noch mit den Gedanken bei meiner Familie.

\*

Bei nächster Gelegenheit versuchte ich mit einem Wehrmachtsauto weiterzukommen. Da ich kein Gepäck bei mir hatte, klappte dies auch bald. Auf dem Fahrzeug waren Mütter mit ihren kleinen Kindern untergebracht. So hat mich das Auto einige Kilometer mitgenommen. Es hielt schließlich vor einer Schule an, hier konnte ich mich, auf einem Strohlager, endlich ausruhen. Ich verbrachte hier eine unruhige Nacht.

\*

Als dann der Tag anbrach, versuchte ich mir zunächst etwas Essbares zu besorgen. Ich besaß nur das, was ich am Körper hatte. Zum Glück hatte ich alles doppelt angezogen. Man darf nicht vergessen, draußen herrschten ja Temperaturen von minus 20 Grad.

Auf dem Weg mir etwas Essen zu besorgen, begegnete ich einem anderen Mädchen, das auch allein war. Wir taten uns zusammen und gingen gemeinsam zur Wehrmachtsküche. Dort bekamen wir jede ein Kochgeschirr, Löffel und Gabel zum zusammenklappen und ein Messer. Hier gab es erstmals heißen Kaffee und ein wenig Brot. So war der größte Hunger zunächst einmal gestillt.

Nun musste ich schauen, dass ich ein Handtuch, Seife und auch einen Kamm bekam. Irgendwie musste ich mich ja ein wenig waschen und auch kämmen. Ich bekam eine kleine Tasche mit Waschzeug, so war ich erstmal versorgt.

In meiner Manteltasche befanden sich nur ein Geldbeutel mit etwas Geld und zwei Taschentücher.

Meinen Fuchspelz, den ich bei mir trug, war ein gutes Mittel gegen die klirrende Kälte.

Am nächsten Tag ging es weiter in Richtung Frisches Haff und dann bis nach Danzig. Das war aber noch ein sehr weiter Weg, denn wir mussten ja schließlich den größten Teil des Weges zu Fuß zurücklegen.

\*

Eines Tages und viele Kilometern später, fielen mir meine Schuhe auseinander. Sie waren beim besten Willen nicht mehr zu gebrauchen. Ich sah zufällig einen großen Haufen Wehrmachtsstiefel liegen, die vernichtet werden sollten. Selbst durfte ich mir da keine wegnehmen. Das wäre Plünderung gewesen. Da war man sehr streng. Plünderer wurden sofort aufgehängt. Aber dennoch, auf mein Bitten holte mir ein Soldat ein Paar Stiefel. Die Stiefel waren noch recht gut erhalten, hatten aber Nägel unter der Sohle. Das war mir aber egal. Von nun an war ich immer gut zu hören. Dazu gab es noch ein Paar Socken, so dass ich zumindest warme Füße hatte.

\*

Nur sehr mühsam kamen wir voran und nach einigen Tagen erreichten wir dann das Frische Haff. Das Wetter hatte sich geändert, langsam setzte Tauwetter ein. Die Landwege waren weitestgehend unpassierbar. Fast alle Straßen waren verstopft. Die einzige Möglichkeit war der Weg über das frische Haff, das war zum Glück noch zugefroren.

Auf dem Eis war für die Trecks eine Strecke abgesteckt. Man durfte nicht zu dicht nebeneinander fahren. Trotzdem sind viele Trecks eingebrochen.

Sie sind mit Pferd und Wagen ertrunken. Man hörte dann nur noch lautes Schreien und die Hilferufe.

Es war ein klarer Tag mit Sonnenschein. Die Flugzeuge kamen immer wieder und beschossen uns mit ihren Bordwaffen. Es gab viele Tote und viele Verletzte.

Wir beide haben immer Schutz hinter den Trecks gesucht und auf eine Gelegenheit gewartet, um über das Eis zu kommen.

Mir taten die kleinen Kinder, die schon tot waren aber noch im Kinderwagen lagen, richtig leid. Aber es war so, wer krank und schwach war, blieb einfach zurück. Jeder musste sehen, wie er weiter kam.

Wir hatten Glück, das mehrere Schlitten mit Schwerverwundeten kamen. Diese Verletzten sollten auch über das vereiste Haff gebracht werden. Uns wollten sie nicht mitnehmen, weil es verboten war, Zivilisten mitzunehmen. Für die Wehrmacht war eine andere Strecke abgesteckt. Trotzdem haben wir uns einfach hinten auf die Pferdeschlitten gestellt.

Die kürzeste Strecke wurde in vollem Tempo gefahren. Wir mussten uns ganz schön festhalten. Die Flugzeuge beschossen uns immer wieder mit Bordwaffen. Aber wir hatten Glück und sind gut über die Nehrung gekommen.

Die Nacht haben wir in der Nähe vom Hafen verbracht, geschlafen haben wir im Sitzen, denn es war wieder alles überfüllt.

Dauernd hörte man die Schreie aus Richtung der Nehrung. Da sind immer wieder Trecks eingebrochen. Das Eis wurde immer dünner und dünner.

Am nächsten Tag ging es weiter, die Feldwege bestanden nur noch aus Schlamm. Die Straßen waren, wie

immer, völlig überfüllt, Soldaten mit ihren Fahrzeugen und Flüchtlinge mit ihren Pferdegespannen oder Handwagen.

In Kalberg haben wir dann in der Schule übernachtet. Essen gab es meistens aus der Wehrmachtsküche. Die Hauptsache war, wir hatten etwas Brot. Dankbar waren wir schon, wenn wir irgendwo etwas Warmes zu essen und zu trinken bekamen.

\*

Nun ging es gleich wieder weiter in Richtung Danzig. An den Straßenrändern und Wegen lagen Kisten und Hausrat herum. Wer Gepäck hatte, kam nur sehr langsam oder überhaupt nicht vorwärts. Viele Menschen mussten sich unterwegs von ihren Habseligkeiten trennen, um überhaupt voran zu kommen.

Nach einem langen Fußmarsch erreichten wir am Abend ein Dorf. Dort wimmelte es nur so von Menschen. In einer Küche, in einem Eckchen haben wir uns niedergelassen. Hier wollten wir im Sitzen die Nacht verbringen.

Noch in dieser Nacht sollte ein Bus mit Frauen und Kindern nach Danzig fahren. Die meisten Kinder schliefen schon auf dem Fußboden und wollten nicht mitfahren. So gab es freie Plätze im Bus und wir sind beide mitgefahren.

Nach der Hälfte der Strecke hatte der Bus eine Panne und es ging nicht mehr weiter. So standen wir die ganze Nacht auf der Straße und froren. Wir alle hatten Hunger und Durst und fanden in der Nähe ein Haus. Wir nahmen unser Kochgeschirr heraus und bekamen hier etwas zu Essen und zu Trinken. Die frische Luft

tat uns gut, denn im Bus war die Luft doch sehr verbraucht und es stank ganz fürchterlich.

\*

Endlich kamen wir in Danzig an. Die „Partei“ nahm uns dort in Empfang. Auf uns warteten schon die „Quartierleute“ und jeder suchte sich „seine Flüchtlinge“ aus.

Zu uns kam eine ältere Frau mit Tochter und fragte, ob wir nicht bei ihr wohnen wollten?

Uns war das völlig egal, wo und bei wem wir wohnen sollten. Wichtig für uns war nur, sich zu waschen und ein Bett zum Ausschlafen.

Die beiden Frauen haben uns geholfen, u.a. unsere Sachen zu waschen. Ich hatte zwei Pullover und zwei Kleider und doppelte Unterwäsche an.

Die Frauen hatten eine ganz kleine Wohnung und wir haben mit den Beiden in einem Zimmer geschlafen. In dem engen Raum standen die Betten hintereinander. Doch man kann sagen, die beiden Frauen haben sich gut um uns gekümmert und waren auch sehr nett.

Gleich nach unserer Ankunft mussten wir uns anmelden und unsere Lebensmittelkarten abholen. Es gab ja nicht viel darauf. Die Karten brauchten wir trotzdem, um wenigstens das Nötigste zu bekommen.

Am zweiten Tag gingen wir in die Stadt, um ein Auffanglager aufzusuchen. Dort bekamen wir etwas Brot und ein warmes Essen. So haben wir uns durchgeschlagen.

Aber bereits am dritten Tag mussten wir mit raus, um einen Panzergraben zu schaufeln. Da war ich doch sehr froh, meine Stiefel zu haben. Die Arbeit war nicht nur anstrengend, sondern auch sehr gefährlich.

Oft sind wir vom Flugzeug aus mit Bordwaffen beschossen worden.

\*

Im gleichen Haus wohnte auch ein angehöriger der Partei. Eines Abends hat er uns besucht und wollte wissen, ob ich verheiratet bin. Natürlich konnte ich dies nicht beweisen, aber er glaubte mir auch so. Nun brauchte ich nicht mehr mit, um Panzersperren auszuheben.

Meine Bekannte war ledig und musste daher weiter diese schwere Arbeit verrichten. Kurz darauf fand sie ihre Geschwister wieder und so trennten sich unsere Wege für immer.

\*

Da ich kaum Geld besaß und zum Leben und überleben brauchte man Geld, bin ich zur Kreisbauernschaft gegangen. Ich wusste, dort hatte meine Bekannte etwas Geld bekommen. Mir wollte man aber kein Geld geben. Da ich verheiratet war, sollte ich es in der Kaserne versuchen. Also musste ich zur nächsten Kaserne.

In der Schreibstube wurde ich belächelt, hatte ich doch die genagelten Wehrmachtstiefel an und die waren recht laut. Aber ich habe 120. - Mark für den Februar und März bekommen. Bei Gelegenheit sollte ich das denn zurückzahlen.

Obwohl ich keine Papiere hatte, habe ich das Geld bekommen. Man wollte lediglich die Feldpostnummer von Willy wissen und die hatte ich ja im Kopf.

\*

In Danzig war ich viel unterwegs. Zum Einen um zu Hamstern, d.h. dass ich mir etwas Essbares besorgen musste, zum Anderen wollte ich die Stadt gern ein bisschen kennenlernen.

Ich hatte immer noch die Hoffnung, meine Mutter und meine Geschwister zu finden. Durch Danzig mussten ja schließlich alle Flüchtlinge.

Eines Abends, als ich in mein Quartier kam, erzählte man mir, dass meine Mutter mich suchte. Meine „Quartierfrau“ hatte die Adresse von meiner Mutter und meinen Geschwistern bekommen.

Sie hatte wohl die Zeitungen durchgesehen, die in dieser Zeit ja voll von Suchanzeigen waren.

Ich war begeistert und hocherfreut. Noch am gleichen Abend bin ich mit der Tochter des Hauses zu der angegebenen Adresse gegangen. Es war der 26. Februar, der Geburtstag meiner Schwester Meta.

Zu der genannten Adresse war es ein weiter Weg, zumal in dieser Zeit keine Straßenbahn mehr fuhr.

Dort angekommen öffnete uns eine ältere Frau und ich fragte nach meinen Angehörigen. „Sind Sie etwa die Tochter?“ Fragte mich diese Frau. „Ja“ sagte ich. Ihrem Gesichtsausdruck konnte ich entnehmen, dass etwas nicht stimmte. „Ihre Mutter ist bereits am 24. Februar mit dem letzten Lazarettzug nach Westen gefahren!

Für mich brach eine Welt zusammen. Ich war zu spät gekommen.

Was sollte ich jetzt tun? Nun war guter Rat teuer. Auf ein Schiff wollte ich eigentlich nicht, das war mir zu gefährlich. Ich hatte bereits eine Möglichkeit als Betreuerin mit der Wilhelm Gustloff zu fahren. Kurzfristig habe ich abgesagt. Aus Angst.

Wie sich später herausstellte, sollte die Entscheidung richtig gewesen sein. Die Wilhelm Gustloff wurde ja bekanntlich von feindlichen Schiffen versenkt.

Einige Tage später wechselte ich mein Quartier und besorgte mir ein Zimmer, etwas außerhalb von Danzig. Dort war es erstmals ein wenig ruhiger.

\*

Draußen in der Natur wurde es langsam etwas wärmer und ich trug immer noch die Wehrmachtsstiefel.

So besorgte ich mir einen Bezugsschein für ein Paar Schuhe. Für ein Kleid bekam ich keinen Bezugsschein, ich hatte ja eins an.

Zu kaufen gab es ja auch fast nichts. So habe ich ein Paar braune Stoffschuhe und ein Paar schwarze Strümpfe bekommen. Zum Glück kannte mich dort keiner und später wurde nicht darauf geachtet, was man an hatte. Jeder zog das an, was er eben hatte. Die Kleidung war knapp, denn es kamen ja immer mehr Flüchtlinge aus Danzig heraus.

\*

So vergingen die Tage und Wochen. Dann Mitte März ging es erst richtig los. Die Flugzeuge kamen immer öfter und bombardierten die Stadt.

Wir mussten immer öfter in die Bunker. Dann rückte auch schon die Wehrmacht in unsere Straße ein.

Die Soldaten haben sich Stroh in unsere Küche gelegt und dort geschlafen. So konnten wir natürlich die Küche nicht mehr benutzen.

In meinem Zimmer übernachtete nun ein Offizier und ich musste bei den alten Leuten schlafen und mich auch dort aufhalten.

Ich glaube es waren nur zwei oder drei Nächte, dann haben wir die weiteren Nächte im Bunker verbracht. Es hieß dann, die Leute sollten die Stadt verlassen.

Auch ich wollte nicht mehr so lange im Bunker bleiben und warten, bis der Russe uns einholte. So bin ich dann mit den „alten Leutchen“ weitergezogen.

Die Straßen wurden immer voller, dazwischen die Wehrmacht, die sich immer wieder Platz verschaffte. Wir Fußgänger sind eben neben der Straße gegangen. So konnten wir schneller in Deckung gehen, wenn die Flieger uns mit ihren Bordwaffen beschossen.

\*

Die nächste Nacht haben wir in einem großen Bunker außerhalb der Stadt verbracht. Ich hatte keine Ruhe mehr und beschloss in aller Frühe den Bunker zu verlassen. Es war sehr neblig und ich wusste nicht einmal in welche Richtung ich gehen sollte. Zu dieser frühen Stunde waren die Straßen noch menschenleer. So ging ich weiter, immer mit der Angst im Nacken, den Russen in die Hände zu fallen.

Endlich sah ich ein Gebäude mit einer Feldküche, zum Glück waren das unsere Soldaten. So bekam ich erst einmal einen heißen Kaffee und ein Stück Brot.

Dort war dann auch eine Familie aus Danzig, die mit der Wehrmacht weiterfahren wollte. Die Familie, Vater, Mutter und zwei Mädchen im Alter von 13 und 15 Jahren und zwei Jungens von 14 und 10 Jahren .

Der Vater hatte bei der Bahn gearbeitet. So habe ich mich dann dieser Familie angeschlossen.

In etwa einer Stunde ging es dann weiter. Wir mussten eine Brücke überqueren, die allerdings für Zivilisten gesperrt war.

Wehrmachtsautos, die nicht dringend gebraucht wurden, lagen mit zerschossenen Reifen im Graben.

Wir wollten und mussten aber über diese Brücke. Die Mädchen und Frauen haben sich dann in ein Wehrmachtauto gemogelt. Später haben wir dann erfahren, dass der Wagen mit Munition voll geladen war!

Den Vater der Familie hat die Wehrmacht gleich mitgenommen. Was aus dem Mann wurde, habe ich nicht mehr erfahren.

An dieser Brücke hatte man einen fahnenflüchtigen Soldaten zur Abschreckung aufgehängt, mit einem Schild um den Hals.

\*

Dann haben wir zwei Tage und Nächte in einem kleinen Wäldchen gehaust. In der Nähe befand sich ein kleines Gewässer, so konnte man sich wenigstens ein wenig waschen. Im Wald waren große Löcher ausgehoben, die mit Tannen abgedeckt waren. Dort war die Feldküche eingerichtet. Das hat sich natürlich schnell bei uns herumgesprochen. Hier gab es warmes Essen, sogar Fleisch. So sind wir mit unseren Kochgeschirren nichts wie hin.

Es hat uns richtig gut geschmeckt, nach langer Zeit mal wieder etwas Warmes im Magen. Später haben wir dann gehört, dass es Pferdefleisch gewesen sein sollte. Aber was macht man nicht alles in der Not?

\*

Nach kurzer Ruhe mussten wir Zivilisten den Wald verlassen. Es kamen einige kleine Boote, die uns nach Hela bringen sollten. Vorher aber mussten noch Kisten mit Lebensmitteln von uns verladen werden. Am späten Nachmittag ging es dann los. Das Boot schaukelte bedenklich und das Wasser spritzte hoch und wir wurden ordentlich nass. Irgendwo her hatte ich eine Woldecke organisiert, die ich mir über den Kopf gezogen hatte. Mit großer Angst kamen wir dann in Hela an. Die Baracken die wir vorfanden waren recht heruntergekommen. So waren von den Fenstern die meisten Scheiben zerbrochen und es zog überall.

Wir glaubten nun, dass jeder ein Bett bekam und waren dann letztlich froh, einen Sitzplatz auf einem der Betten zu bekommen. Hier gab es weder Tisch noch Stühle. In dieser Baracke haben wir zwei Tage verbracht. Dort konnten wir uns aber immer wieder etwas zu Essen besorgen.

In der Ferne sahen wir ein riesiges Schiff.

Nach zwei Tagen des Wartens wurden wir mit kleinen Booten ganz nahe an das große Schiff gebracht. Es gab zwei Aufzüge und eine Seilleiter. Ich betete, dass ich nicht die Leiter benutzen müsse, denn das war ganz schön hoch. Ich hatte Glück und wurde mit einer großen Kiste nach oben gehievt. Das alles spielte sich auf dem offenen Meer ab, man sah unter sich nur Wasser.

Wir wurden auf dem sogenannten E-Deck untergebracht, das war ganz unten, tief im Schiff. Mit acht Personen und zwei Feldbetten mussten wir da auskommen. In den beiden Betten haben die „alten Leutchen“ geschlafen. Wir haben mit dem Fußboden vorlieb

nehmen müssen. Ich war ja immer noch mit der Familie zusammen.

Dies Alles spielte sich Anfang April 1945, um die Osterzeit ab.

\*

Wir glaubten, das Schiff würde mit uns schon in den Westen fahren und wir würden bald in Sicherheit sein. Dann wiederum hieß es, dass der Westen keine Menschen mehr aufnehmen könne.

Aus Neugier habe ich mir das Schiff auch mal oben angesehen. Alles voller Menschen, die überall an Deck gesessen haben. Das Schiff war völlig überfüllt. Man sagte, dass etwa 12 000 Menschen an Bord waren, darunter viele Verwundete und Kranke.

Auf dem Schiff suchte man für die Küche oder das Lazarett Helfer. Im Lazarett waren sehr viele schwer verwundete Menschen. Das laute Stöhnen und Jammern würde ich sicherlich nicht ertragen können. So entschied ich mich, in der Küche zu helfen. Diese Arbeit hat mir sehr viel Spaß gemacht. Zudem fiel immer noch etwas zum Essen ab, das in dieser Zeit ja wichtig war.

Auf dem Schiff gab es einen älteren Mann, der in der Küche als Koch arbeitete. Mit ihm konnte man auch mal vernünftig reden. Er besorgte für uns Frauen eine Bademöglichkeit, allerdings erst spät in der Nacht. Es sollte ja niemand irgendetwas mitbekommen. Nach langer Zeit mal wieder baden, das war eine richtige Wohltat für mich.

\*

Einmal, ich wollte gerade die Treppe heruntergehen, fing das Schiff heftig an zu schaukeln. Ich musste mich

auf die Treppe setzen und wartete, bis sich das Schiff wieder beruhigte.

Sehr oft gab es Alarm und jedes Mal hatte ich richtig Angst, denn Wasser hat bekanntlich keine Balken. Wenn ich oben an Deck war, sah ich nur Wasser und einige kleinere Begleitboote.

\*

Eines Tages gab es mal wieder Alarm. Es war schrecklich. Mir kam es so vor, als wenn das Schiff einen Treffer abbekommen hätte? Das Schiff war beschossen worden. Ich glaubte schon, jetzt ist es vorbei, das Schiff geht unter.

Über Lautsprecher wurden wir alle um Ruhe gebeten. Das Schiff sei zwar beschädigt und wir würden alle auf ein Ersatzschiff gebracht. Nach banger Stunden des Wartens wurden wir am Abend dann auf dieses Schiff gebracht.

Dazu wurde mit Brettern und Seilen so eine Art Brücke gebaut und über dieses schwankende Etwas ging es dann auf das andere Schiff.

Unser bisheriges Schiff wurde abgeschleppt. Hätte dieses Schiff einen Volltreffer abbekommen, ich denke wir wären alle verloren gewesen. So hatte ich wieder einmal großes Glück!

Feindliche Flugzeuge waren sehr oft zu hören. Tag und Nacht. Jedes Mal hatte ich sehr große Angst.

\*

Dann erfuhr ich, dass unsere Reise nach Dänemark ging. Ich glaubte, dort würde Milch und Honig fließen, so hatte ich das gehört. Im Stillen hoffte ich aber, endlich mal wieder zur Ruhe zu kommen.

Am Abend sah ich schon von Ferne die helle Beleuchtung der Uferpromenade. Es war ein schönes, beruhigendes Gefühl. Endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Im Hafen von Kopenhagen mussten wir dann noch einen ganzen Tag warten.

Hier wurden dann auch wieder Helfer für die Essensausgabe gesucht. Natürlich habe ich mich sofort gemeldet. Immer das Kochgeschirr zur Hand, um, wenn es etwas Essbares gab, bereit zu sein. So habe ich mich durchgeschlagen. Sehr schwierig war das Alles für die Mütter, die kleine Kinder dabei hatten.

\*

Endlich durften wir das Schiff verlassen. In der Nähe war eine große Halle, dort sollten wir untergebracht werden.

In den frühen Morgenstunden wurden dann unsere Strohlager errichtet. Erst bei Tageslicht stellten wir fest, das dies kein Stroh, sondern Spreu war, verschmutzt mit Blutflecken und Ungeziefer.

Die Toiletten waren neben der Halle und mit Brettern abgeteilt. Ich musste sehr aufpassen, dass ich nicht herein fiel. Leute, die noch oben auf dem Schiff waren, konnten uns schön beobachten.

\*

Hier haben wir dann einige Tage verbringen müssen. Einmal wurde ich Zeuge, wie man tote Soldaten vom Schiff abtransportierte. Alle waren in Säcken verpackt.

Eines frühen Morgens hat uns die Wehrmacht mitten in der Stadt in eine Schule gebracht. Dort lag überall Stroh auf dem Hof herum. Um Platz zum Schlafen für uns zu bekommen, stellte man einen Teil der Bänke übereinander. Die anderen Bänke wurden als Sitzgelegenheit benutzt.

Im zweiten Stock konnten wir uns auf dem Gang waschen, natürlich nur mit kaltem Wasser. Die Toiletten waren unten auf dem Hof. Verpflegt hat uns unsere Wehrmacht. Das war recht ordentlich.

Eines Tages kam eine Rote Kreuz Schwester zu mir auf das Zimmer. Sie fragte: „Wer hat denn Verwandte im Westen?“ Da ich die Adresse von meiner Tante aus Essen wusste, gab sie mir eine Postkarte. Ich schrieb ein paar Zeilen, in der leisen Hoffnung, dass mich jemand findet.

Da ich inzwischen geheiratet hatte und mein Nachname sich geändert hatte, konnte meine Tante in Essen mit der Karte, die sie bekam, nichts anfangen. Das habe ich aber erst später erfahren.

Viel später waren meine Schwester Hilde und eine Cousine in Essen zu Besuch. Mit mir hatte ja keiner mehr gerechnet, ich galt ja als verschollen. Erst als meine Tante ihnen die Karte von mir zeigte, diese Karte wurde übrigens von einem Matrosen ins Haus gebracht, dachten sie an mich. Schreiben konnten sie erst ein Jahr später, ich war ja immer noch in Dänemark in einem Gefangenlager.

Dass der Krieg langsam zu Ende ging, merkte ich an der Verpflegung, diese wurde nun von den Dänen übernommen.

Kurz darauf wurde ich schwer krank und bekam hohes Fieber. Ich wurde in ein Krankenhaus eingeliefert. Meine Arme und Beine waren wie abgestorben. Die Krankenhäuser waren aber total überfüllt. Man rief einen Arzt und tatsächlich es kam auch einer. Eine ältere Frau, die früher einmal Krankenschwester war, betreute mich. Ich musste Schwitzkuren über mich ergehen lassen. Auch die Tabletten, die ich bekam, haben mir gut geholfen.

Die Federbetten bekam ich von der Danziger Familie, mit der ich immer noch zusammen war. Gelüftet wurden die Federbetten auf dem Hof.

Nach einer Woche besuchte mich der Arzt noch einmal und meinte, dass ich eine schwere Erkältung hatte. Ich glaubte schon, dass ich in Dänemark sterben müsste. Zum Glück erholte ich mich langsam wieder. Nach einigen Wochen war ich wieder gesund.

\*

Es wurden Alleinstehende Frauen zur Küchenarbeit gesucht.

Natürlich meldete ich mich wieder, immer in der Hoffnung, etwas Zusätzliches zum Essen zu bekommen. Das Lageressen war immer sehr knapp und dürftig. Über eine Kartoffel in der dünnen Suppe habe ich mich damals richtig gefreut.

Mit zehn Frauen waren wir meistens bei der Küchenarbeit. Manchmal wurden wir auch auf einem Lastwagen transportiert. Wenn es nicht so weit war,

marschierten wir, natürlich unter Bewachung, zu unserer Arbeit.

Zum Frühstück gab es meistens einen Teller voll mit Milch und rohem Hafer. Mittags gab es belegte Brote mit Tomaten und Salatblätter. Das war für uns ein feines Essen.

Wenn irgendwo jemand gebraucht wurde, habe ich mich immer wieder gemeldet. So wurde ich abgelenkt und kam auch auf andere Gedanken. Wir hatten ja nichts verbrochen und wurden trotzdem von den Dänen wie Gefangene behandelt. Im Lager gab es ja nur Zivilisten.

Besonders schlimm war es mit der Bekleidung. Es gab überhaupt nichts zum Anziehen. Damit musste ich zurechtkommen. Was ich besaß, konnte ich anziehen, mehr gab es eben nicht. Später habe ich für ein Stückchen Brot eine Kleinigkeit eintauschen können.

Bei der Arbeit habe ich dann festgestellt, dass Frauen auch aus anderen Lagern zur Arbeit kamen. So habe ich meine Adresse einer Frau aus einem anderen Lager mitgegeben, um vielleicht einen meiner Angehörigen zu finden. Ich hatte ja keine Ahnung, wo sie sich befanden.

\*

Eines Morgens bekam ich starke Zahnschmerzen und meldete mich im Büro an. Mit mehreren Frauen hat uns ein Posten zum Zahnarzt gebracht. Hier musste dann die Uhrzeit angegeben werden. Danach sollten wir alleine auf dem schnellsten Weg ins Lager zurück. Ich glaubte, der Zahn würde nur plombiert, aber er wurde ohne jede Betäubung gezogen.

Nachdem die Schmerzen abgeklungen waren, sind wir noch ein wenig spazieren gegangen, denn wir wollten

auch etwas von Kopenhagen sehen. Anschließend sind wir dann bei dem schönen Wetter gemütlich ins Lager zurück gegangen. Dort fragte man uns, wo wir so lange waren, die Antwort lautete: „beim Zahnarzt“.

\*

Eines Tages, ich lag gerade auf meinem Strohlager, da kam ein Posten auf unser Zimmer und meinte, „Frau Olk, Sie haben Besuch“. Ich dachte zunächst, der spinnt. Dann schob er meine Cousine ins Zimmer und gab ihr 10 Minuten Zeit um mit mir zu sprechen.

Ich fiel aus allen Wolken und fragte sie: „Mensch Erna, wo kommst du denn plötzlich her?“ Nun hatte sich meine Arbeit, hier bei den Dänen, durch den Austausch von Adressen, bezahlt gemacht.

Dann meinte meine Cousine, ich sollte sofort einen Antrag stellen, um in ihr Lager zu kommen. Sie hätten vier Betten im Zimmer und wären aber nur mit drei Personen. Ich bräuchte dann nicht mehr auf dem Fußboden schlafen. Sie hätte schon mit dem dänischen Lagerleiter gesprochen.

Es dauerte etwa drei Wochen, dann wurde ich mit dem Auto in das andere Lager gebracht. Was habe ich mich darüber gefreut. Meine Tante war ja eine Schwester von meinem Vater. Mit ihr habe ich mich immer sehr gut verstanden. Früher hatte meine Tante uns oft besucht.

\*

Da gab es eine recht große Halle, die mit etwa 200 Personen belegt war. Natürlich war es überall recht eng. Die Toiletten waren draußen auf dem Hof. Ein kleiner Tisch, zwei Hocker, mehr war nicht vorhanden.

Waschen konnten wir uns natürlich nur mit kaltem Wasser. Zweimal in der Woche durften wir uns mit warmen Wasser duschen, das war richtig angenehm. Bei dieser Gelegenheit konnte ich mir auch die Haare mal richtig waschen.

\*

Kaum war ich da, sollte ich die Kaltverpflegung mit noch zwei weiteren Frauen übernehmen. Man gab mir den Schlüssel zur Kantine.

So kam der Lagerleiter oft in unsere Räume. Meine Tante unterhielt sich gern mit ihm. Sie fragte ihn, warum wir Deutsche so schlecht behandelt werden? Er meinte die SS hätte ganz böse gehaust, sogar auch in seiner Wohnung. Eigentlich wollte er sich an den Deutschen rächen, aber wenn man dann das Elend sieht.....

Die Frauen und die Kinder können ja schließlich nichts dazu. Er ist auch gut zu uns gewesen, aber helfen konnte er uns auch nicht viel. Später bekam ich sogar noch eine Wolldecke von ihm.

Zum Schlafen hatten wir nur Papierdecken. Die geschenkte Wolldecke wurde aufgeriffelt. Davon habe ich mir einen Pullover und für uns vier jedem ein Paar Socken gestrickt. Die Nadeln hatte ich mir ausgeliehen.

\*

In diesem Lager hatten wir einen großen Hof. Hier habe ich oft mit meiner Tante einige Runden gedreht und immer wieder von unserer Heimat gesprochen. Wir alle hatten sehr viel Heimweh. Wussten wir ja nicht, wie lange wir hier bleiben müssen und was mit uns noch alles geschieht? Der Wunsch endlich wieder frei zu sein, war sehr groß.

\*

Eines Tages besorgte ich mir einen Passierschein, um in das andere Lager zu gehen. Ich gab vor, etwas vergessen zu haben. In Wahrheit wollte ich nur das schöne Wetter genießen und mal etwas Anders sehen. Meine Freiheit war auf 4 Stunden begrenzt, dann musste ich wieder zurück sein. In meiner Garderobe fühlte ich mich auch nicht besonders wohl. Im Park und auf der Straße fiel ich überall auf.

Wieder im Lager angekommen, wurde ich im Büro kontrolliert, ob ich auch wirklich etwas aus dem anderen Lager geholt hatte. Aber da hatte ich natürlich vorgesorgt.

\*

Im Frühjahr 1946 mussten wir Kopenhagen verlassen. Alles wurde in kleine Koffer verpackt und ab ging es nach Jütland - Ålborg, auf eine Insel. Wieder mit einem Schiff. Das ganze Schiff stank fürchterlich, dort hatte man wohl vorher Vieh transportiert. Zu allem Überfluss wurde meine Tante auch noch seekrank.

In Jütland angekommen, da glaubte ich, hier ist das Ende, hier komme ich nie mehr raus. Ein riesiges Lager, unzählige Baracken. Es hieß, hier sind ca. 12 000 Menschen untergebracht.

Für mich war das hier eine große Umstellung.

Ich hatte schon Angst vor dem nächsten Winter. Aber bis dorthin war es ja noch etwas Zeit.

Jetzt durften wir auch nach unseren Angehörigen suchen lassen. Langsam kam auch die erste Post ins Lager.

\*

Meine Tante bekam von Ihrer Tochter aus Holstein ein erstes Lebenszeichen. Sie berichtete auch, dass meine Mutter in der Nähe von Kassel wohnte. Die Tochter wusste ihrerseits aber nicht, dass ich mit Ihrer Mutter zusammen war.

Einige Tage später hatte auch ich die erste Post von meiner Mutter. Die Freude war natürlich immer sehr groß, wenn jemand Post aus der neuen Heimat hatte. Schreiben durften wir aber nur zwei Briefe im Monat. Da mein Cousin als Laufbursche im Hauptbüro eingesetzt war, bekam ich von ihm schon mal einen Briefumschlag mehr. Denn alle Briefumschläge waren gestempelt.

\*

Schlimm war es jetzt im Winter, die kleinen Fenster waren über und über mit Eisblumen bedeckt. Der Winter war sehr frostig und kalt. Der kleine Ofen würde wohl ausreichen, um unseren kleinen Raum zu heizen. Wenn nur genügend Brennmaterial da wäre. Manchmal haben wir uns Holz und Kohlen selbst besorgt. Die Kohlen, die wir uns besorgen konnten, waren fast immer gefroren. So haben wir nach und nach, das ganze Stroh aus den Betten verbrannt, Geschlafen haben wir immer zu zweit, um uns gegenseitig zu wärmen. Einmal ist sogar das Bett eingebrochen.

Sehr oft habe ich mit einer Freundin in der Küche ausgeholfen. Dafür gab es dann etwas mehr zum Mittagessen. Jeden Morgen haben wir für die kleinen Kinder die Milch ausgeteilt.



Lagerleben in Jütland

Nach einem Jahr wurde das Essen langsam besser. Dann gab es schon mal am Sonntag Salzkartoffeln, mit etwas Fleisch und Soße. Für meine Küchenmithilfe habe ich dann eine doppelte Portion bekommen, so hatte ich dann immer etwas für den Montag gehabt. Denn hier gab es immer nur Hafer und Wasser gekocht, gut zum Tapetenkleistern.

In der Weihnachtszeit ist uns das Lagerleben besonders schwer gefallen. Es gab keinen Kuchen, keinen Kaffee, immer nur den gleichen, dünnen Tee.

So haben wir uns gegenseitig mit meiner Tante getröstet. Ein Tag verging wie der andere. Um ein wenig Abwechslung zu haben, wurde von uns eine Theatergruppe gegründet. Man spielte das Stück „Im weißen Rössel“!

Manchmal denke ich noch an meinen Cousin Ernst, der mir doch sehr hilfreich zur Seite stand.



All diese Menschen lebten in einem Raum!

Neben uns wohnte eine fromme Familie. Der Mann arbeitete als Prediger und durfte sogar aus dem Lager und auswärts predigen. So hat er sich etwas Geld verdient und konnte sich Einiges leisten. Oft rief dann seine Frau, „Ernstchen, hast du Hunger?“. Die Antwort war „Oh, ja, Frau Fichtenberg“. So bekam er die Brotkruste, die würde ihr Mann ja doch nicht essen.

Meine Tante weinte dann oft. Sie kannte den Mann von früher, da war er mit dem Dreschkasten herumgefahren.

Ja, es war eine sehr harte Zeit. Die werde ich wohl nie vergessen.

Von einer alten Frau, die bei uns auf dem Zimmer war, habe ich mir einmal die Karten legen lassen.

Die hat wirklich alles vorausgesagt. So meinte sie, dass mein Mann, genau so wie ich, hinter Stacheldraht sitzt, aber eine mir nahe stehende Person würde ich nicht wiedersehen. Später sollte sich dann herausstellen, dass dies wohl mein Vater war. Die anderen Angehörigen sollten in weiter Ferne sein. Auch das stimmte. Dann meinte sie weiter, wir werden Kinder und später auch ein Häuschen haben. Das alles wollte ich nicht glauben, woher sollten wir ein Haus haben??

Für die älteren Männer im Lager wurde eine kleine Werkstatt eingerichtet. Dort habe ich für ein Stück Brot, mir ein Paar Holzsohlen anfertigen lassen. Oben drüber wurden aus Stoff, Bänder angenagelt. Diese Schuhe waren ganz schön laut, man hörte mich schon von weitem kommen. Später, in Laudenbach, habe ich diese Schuhe noch zur Arbeit getragen.

\*

Gleich nach Weihnachten 1946 bekam ich endlich das erste Lebenszeichen von Willy. Die Freude war natürlich sehr groß. Er hatte mich durch das Rote Kreuz gefunden.

Wir waren fast genau zwei Jahre ohne Post und ohne jede Verbindung. Die letzte Nachricht, die ich von Willy hatte, war noch vor Weihnachten 1944. Nun erfuhr ich, dass Willy in Belgien in Gefangenschaft sei und in einem Steinkohlebergwerk arbeiten musste.

In der Zwischenzeit hatte ich eine Zuzugsgenehmigung nach Laudenbach bekommen. Meine Mutter hatte mich dort angemeldet.

Deutschland war ja zu dieser Zeit in vier Zonen eingeteilt. Es gab eine englische, eine französische, eine russische und eine amerikanische Zone.

Ich hatte schlechte Karten. Da ich verheiratet war, gehörte ich zu meinem Mann, aber der war ja in Gefangenschaft.

Zu meiner Mutter durfte ich auch nicht, da ich ja verheiratet war und somit gab es keinen Grund für die Behörden, mich nach Laudenbach zu lassen. So gab es für mich erst einmal keine Aussicht nach Deutschland auszureisen. Ich war natürlich sehr enttäuscht.

Meine Tante und Cousine, sowie mein Cousin hatten die Aussicht in die englische Zone auszureisen.

Da mein Cousin im Hauptbüro immer an die neusten Nachrichten herankam, wusste ich auch, wann der erste Transport in die amerikanische Zone ging.

Alle wollten ja schließlich raus aus dem Lager, in die Freiheit.

Zwei Tage vor dem ersten Transport nach Deutschland, bekam ich die Chance mitzufahren. Es sollten 1000 Personen ausreisen und man hatte nur 999. Mein Cousin bemühte sich den letzten Platz für mich zu bekommen. Ich durfte nur mit niemand darüber sprechen, denn sonst hätte es Ärger gegeben.

Und siehe da, zu meiner großen Freude, klappte es wirklich. Ich durfte mit diesem Transport mitfahren. Endlich, nach so langer Zeit, war ich wieder in Freiheit.

So kam ich dann über Umwege nach Gießen in ein Auffanglager. Ich konnte es gar nicht fassen, dass ich nun frei war und einfach raus gehen konnte.

Hier besorgte ich mir eine Fahrkarte und bin dann, mit einer Frau, die auch nach Kassel wollte, losgefahren.

In Kassel musste ich einige Stunden warten, bis dann der nächste Zug nach Laudenbach fuhr.

\*

Es war der 15. Mai 1947, morgens früh 7 Uhr. Ich war in Laudenbach. Da ich wusste, dass meine Mutter neben der Kirche wohnte, fand ich sie recht schnell. Nun war ich endlich bei meiner Mutter und meinen Geschwistern.

Meine Mutter war bereits aufgestanden und meine Schwester Ida kam gerade aus dem Bett. Sie musste ja zur Schule. Bei allen war die Freude sehr groß.

Wir hatten in dem Haus nur ein großes Zimmer mit drei Betten, einem Tisch, einem Schrank und einem Herd. Einige alte Stühle waren auch in dem Raum. In diesem einen Raum spielte sich nun das ganze Leben ab.

Einige Tage später kam meine Schwägerin mit ihrem Mann aus Essen zu Besuch. Auch die mussten wir noch in diesem Raum unterbringen.

In den großen Städten gab es kaum etwas zu essen, alles wurde nur auf Lebensmittelkarten ausgegeben. Aber die Bauern hier auf dem Land hatten schon mal etwas übrig.

Also kamen die Städter auf das Land um zu „hamstern“. Mein Schwager hatte meist Glück und bekam etwas, meine Schwägerin dagegen ging oft leer aus.

In den ersten Wochen habe ich bei der Familie Blum viel genäht. Meine Mutter hatte irgendwo her braunen Nazistoff bekommen. So konnte ich für alle Kleider nähen, sogar Unterwäsche habe ich daraus gemacht. Die Kleider habe ich dann später zur Arbeit getragen. Zu kaufen gab es Kleidung nur auf Bezugsschein. Die habe ich aber nicht bekommen, denn ich hatte ja noch etwas zum Anziehen.

Zwischendurch habe ich geholfen Kartoffeln und Rüben zu hacken, dafür bekam ich später Gänsedaunen.

\*

Vier Wochen später bekam ich vom Arbeitsamt die Aufforderung, arbeiten zu gehen. Würde ich dieser Aufforderung nicht nachkommen, hätte ich keine Lebensmittelkarten mehr bekommen.

Man bot mir eine Stelle in Witzenhausen, in einen großen Haushalt an. Aber mit meiner Garderobe wollte und konnte ich mich in Witzenhausen nicht sehen lassen. So nahm ich dann eine Arbeitsstelle in einer Fabrik in Großalmerode an.

Hier gefiel es mir recht gut. Dort habe ich Tassen, Kannen und auch Krüge gegossen.

Später machte ich auch verschiedene Figuren. Die Masse brachte man mir und wenn das Material trocken war, musste ich es sauber machen.

Andere Mitarbeiter haben dann die Figuren bemalt. Dann ging es ab in den Ofen zum Brennen.

Die Arbeit bekam ich zunächst erst mal zur Probe, falls ich es nicht schaffte, müsste ich dann in der Brennerei arbeiten. Aber der Chef war sehr zufrieden mit meiner Arbeit. Mir hat diese Arbeit aber auch Spaß gemacht.

Im Sommer, wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, gingen wir auf die Felder um Ähren zu sammeln. Die haben wir dann in der Mühle abgegeben und bekamen etwas Weizenmehl dafür.

An einem Sonntagnachmittag ging ich mit meiner Mutter spazieren. Unterwegs wurden wir von einer Frau zum Kaffee und Zwetschenkuchen eingeladen. Das war für mich vielleicht ein Genuss, nach langer Zeit ein Stück Kuchen zu essen. Meine Mutter kannte ja bereits einige Leute im Ort.

Wenn ich von der Arbeit nach Hause kam und im Kochtopf ein paar Salzkartoffeln fand, habe ich die einfach so gegessen. Für mich waren zur dieser Zeit Salzkartoffel etwas besonderes, habe ich doch lange keine essen können. Da Fett sehr knapp war, kam zu den Bratkartoffeln etwas schwarzer Kaffee!

\*

So verging der Sommer. Ende September 1947 ist dann mein Mann Willy aus der Gefangenschaft heimgekommen, aber die Sorgen gingen trotzdem weiter. Er musste ja erst mal einen Arbeitsplatz finden.

So hat es sich ergeben, dass er auf der Zeche Hirschberg Arbeit fand. Da hatte er einen sicheren Arbeitsplatz. War diese Arbeit auch schwer für ihn, wir brauchten ja Geld zum Leben. Zusätzlich waren wir nun auch mit Kohlen versorgt. Holz haben wir uns mit dem Handwagen aus dem Wald geholt.

Jetzt brauchten wir eine eigene Wohnung, bei meiner Mutter wurde es doch zu eng. Wir hatten Glück und haben eine Wohnung mit zwei kleinen Zimmern bekommen.

Möbel hatten wir zunächst keine. Von den Mietsleuten haben wir ein altes Bett und zwei Stühle bekommen. Dafür wurde allerdings die Miete etwas teurer.

Einen kleinen Herd, einen alten Tisch und zwei Hocker haben wir vom Bürgermeister bekommen.

Der Anfang in Laudenbach war nicht einfach. Man wurde nicht immer von allen Leuten gern gesehen. Wir waren ja schließlich Flüchtlinge.

Da meine Mutter bereits zwei Jahre in Laudenbach lebte und oft für die Leute Wolle gesponnen hat, konnte sie mir zwei Kochtöpfe und zwei Teller besorgen. Ein Kaffeeservice habe ich von meinem Arbeitgeber gekauft, das hatte ich selber gegossen. Ins Bett kam ein Strohsack und das Federbett hatte uns Schwager Jakob geliehen.

Einen Bezug besorgte ich mir auf dem Schwarzmarkt in Witzenhausen. Dafür zahlte ich 180 Mark und ein Paar Perlonstrümpfe, die Willy mir aus der Gefangenschaft mitgebracht hatte.

Dann ließen wir uns eine Holzkiste mit einigen Fächern machen, das war dann unser Küchenschrank. Aber dafür mussten wir unser bisschen Bohnenkaffe opfern.

Später haben wir einen Bezugsschein für einen Kleiderschrank bekommen. Den haben wir dann mit einem Handwagen aus dem 8 km entfernten Großalmerode geholt!

Den Bettbezug habe ich morgens gewaschen und abends musste er trocken sein. Im Winter wurde die Wäsche in der Küche getrocknet, dies ging aber nur, wenn Willy Spätschicht hatte.

Um an den Arbeitsplatz zu kommen, wurden die Männer mit einem alten Auto abgeholt. Zur Nachtschicht musste Willy über den Berg zur Zeche Hirschberg lau-

fen, was besonders im Winter und bei Schnee sehr beschwerlich war.

Meist waren sie zu zweit unterwegs, geleuchtet wurde mit einer Grubenlampe.

Von einer Frau, meine Mutter spannte für sie Wolle, bekam ich später einen alten Bettbezug. Auch Babysachen habe ich mir auf dem Schwarzmarkt besorgen müssen. Dort konnte man viele Dinge bekommen, aber das Geld war natürlich sehr knapp.

Lebensmittelkarten als Tauschobjekt hatten wir auch nicht übrig. Aus Baumwolle habe ich dann Jäckchen und Strampelhöschen gestrickt.

Im Frühjahr 1948 habe ich einen Bezugsschein für ein Inlett bekommen. So konnte ich dann das Federbett meinem Schwager Jakob wieder zurückgeben.

Nach der Währungsreform haben wir uns erst einmal einen Küchentisch und zwei Stühle gekauft. Erst zu Weihnachten 1948 konnten wir uns einen Küchenschrank leisten.

Im August 1948 kam unser Sohn Wilfried zur Welt. Nun wurde es recht eng in unserer kleinen Wohnung.

Kurz vorher war die Währungsreform. Jeder bekam 40.-DM. Plötzlich gab es fast alles zu kaufen, nur das Geld war sehr knapp. Uns fehlten noch viele Dinge für den täglichen Gebrauch. Ein Strampelhöschen für 12 DM konnten wir uns gerade noch leisten.

\*

In unserer Wohnung gab es keine Gardinen. Die Fenster waren mit Zeitungspapier beklebt. In der Küche wurde die kleine Wäsche gewaschen, die große

Wäsche habe ich in der Waschküche im Kessel gekocht. Ein Bad gab es noch nicht.

Zum Baden wurde eine große Wanne in die Küche gestellt. Das Wasser habe ich auf dem Herd erwärmt.

Ein Kinderbett hatten wir gebraucht gekauft. Im Frühjahr 1950 konnten wir uns dann ein Schlafzimmer kaufen. Es ging nun langsam bergauf.

Sogar Gemüse haben wir nun selbst angebaut. Der Weg, bis zu unserem gepachteten Garten war nur sehr weit, er lag am oberen Ende des Hauptweges.

Wilfried und Edeltraud wurden beide im Haus geboren. Reinhard kam dann im April 1953, in Witzenhausen zur Welt.

\*

1952 kaufte sich Willy ein kleines Motorrad. So kamen wir auch einmal ein wenig raus und konnten uns die Gegend ansehen. Sogar in Bad Driburg waren wir für zwei Tage um dort einen Cousin von mir zu besuchen.

Kurz vor Reinhard's Geburt haben wir dann die Wohnung gewechselt. Dort hatten wir zwei große Zimmer und einen Abstellraum. Die Toilette war im Keller und Bad gab es leider immer noch nicht.

In dieser Zeit wurde Willy oft krank, er litt unter Magengeschwüren. Auf Empfehlung des Gesundheitsamtes verkaufte er sogar sein Motorrad. Von dem Erlös habe ich mir eine Nähmaschine gekauft.

Nun habe ich sehr oft genäht, am besten ging es, wenn Willy Spätschicht hatte und die Kinder schliefen. Dann hatte ich die nötige Ruhe dazu.

Da wir keinen Elektroherd hatten, musste im Kohleherd ständig Feuer sein. Natürlich auch im Sommer. Wenn Willy von der Spätschicht kam, musste ich ihm noch Hafersuppe kochen.

Ab und zu wurde auch Kuchen gebacken, da wurden dann große Bleche zum Bäcker getragen. Später habe ich sogar im Kohleherd gebacken. Einen Elektroherd haben wir uns erst 1957 kaufen können.

Mit nun fünf Personen wurde es ein wenig eng in unserer kleinen Wohnung. So kam uns der Gedanke ein Haus zu bauen. Mit Unterstützung der Zeche Hirschberg, die uns ein zinsgünstiges Darlehen gewährte, konnten wir uns an die Verwirklichung unseres Traumes machen.

Im Frühjahr 1954 haben wir dann angefangen. Mit der Kreuzhacke und dem Spaten begannen wir mit dem Ausschachten. Der Humusboden wurde mit der Schubkarre den Hang hinaufgefahren, der Boden wurde später für den Garten gebraucht. Es war eine sehr schwere Arbeit, deshalb war ich meistens dabei, um zu helfen.

Schwer war es auch die Decke auf dem Boden zu errichten. Sie wurde damals aus Lehm hergestellt. Dies bedeutete, Eimer für Eimer wurde der Lehm nach oben gezogen. Es war eine sehr schwere Zeit, wir hatten ja überhaupt keine Hilfe. So hat Willy dann auch noch die Keller allein verputzt, so gut es ging. Er musste ja auch noch Geld verdienen und diese Arbeit war sicherlich auch nicht leicht.



Hausbau 1954  
Im Vordergrund Willy Olk

Am 15. Juni 1955 war es endlich so weit, wir konnten einziehen. Das war ein unheimlich schönes Gefühl. Für uns war es wie Urlaub, denn die Kinder konnten im Hof und Garten spielen. Dazu kam dann noch ein Sandkasten, Spielzeug gab es allerdings keines.

1957 hatte Willy im Lotto 1100 DM gewonnen. Für dieses Geld haben wir uns einen Fernseher gekauft. Der Rest wurde für Wäsche ausgegeben.

\*

Ein Jahr später haben wir dann die Räume in der oberen Etage ausgebaut, damit jedes Kind ein Zimmer für sich bekam. Die schrägen Wände hatte Willy auch

allein gemauert. Natürlich war ich überall dabei und habe mitgeholfen. Nur zum Verputzen und für den Ausbau des Fußbodens haben wir Hilfe in Anspruch genommen. Auch an das Tapezieren haben wir uns allein gewagt. Immer klappte es aber auch nicht, so haben wir uns einiges vom Fachmann erklären lassen.

Jetzt wo wir mehr Platz hatten, bekamen wir öfters Besuch von Verwandten.

Geheizt wurde mit Holz und Kohle, die Kohlen bekamen wir ja von der Zeche. In der Küche stand ein großer Herd, wo ich auch Kuchen backen konnte.

Zum Baden wurde in der Waschküche der große Kessel mit Wasser gefüllt und erwärmt. Gebadet wurde dann in einer Zinkwanne, der Kleinste zuerst. So konnte man am Schluss noch das warme Wasser zum Einweichen der Wäsche verwenden. Eine Waschmaschine gab es natürlich nicht.

Montag war Washtag. Die weiße Wäsche wurde im Kessel gekocht und das Bunte dann nachgewaschen. Alles war richtige Handarbeit.

Verglichen mit der heutigen Situation, war es eine sehr schwere Arbeit. Im Winter gab es noch das Problem, wohin mit der Wäsche zum Trocknen?

Erst Jahre später konnten wir uns eine Waschmaschine kaufen. Besonders angenehm wurde es dann, nachdem wir uns noch eine Wäscheschleuder gekauft hatten.

1962 haben wir dann die Wand zwischen unserem Schlaf - und Wohnzimmer durchbrochen und eine große Schiebetür eingebaut. Der Grund für diesen Aufwand waren anstehende Feste.

Zunächst hatte unser Sohn Wilfried Konfirmation und das wurde zu Hause gefeiert. Vorher wurde noch das Bad ausgebaut. Zu diesem Fest hatten sich vier Personen aus Essen, für ein paar Tage, angesagt.



Meine Familie 1966

1965 wurde Edeltraud und 1967 Reinhard konfirmiert. Unsere Silberhochzeit feierten wir 1969 auch bei uns im Hause. Weiterhin wurde Edeltrauds grüne Hochzeit 1970 auch im Haus gefeiert.

\*

Der 20. April 1974 war für uns alle ein schlimmes Datum und der Beginn einer schweren Zeit. Unser Sohn Reinhard verstarb ganz plötzlich.

Das war ein sehr harter Schicksalsschlag für uns Alle. Ich konnte gar nicht damit fertig werden und ich brauchte viele Jahre um halbwegs damit umgehen zu können.

Später stellte sich heraus, dass er unter schweren Depressionen litt, die nicht erkannt worden sind. Sogar von der Bundeswehr wurde er aus gesundheitlichen Gründen zurückgestellt. Man konnte und wollte es nicht verantworten ihn zur Bundeswehr einzuziehen. Aber auch das musste ich verkraften.

Ich habe in dieser Zeit viel Handarbeit gemacht, um mich abzulenken und auf andere Gedanken zu kommen. Jeden Tag war ich auf dem Friedhof und fragte mich immer wieder, warum musste er das tun?

\*

1975 machten wir für zwei Wochen Urlaub in Mittenwald. Sicher, es war alles sehr schön, aber vergessen kann man nicht so einfach. Mir hat auch viel geholfen, dass meine Tochter Edeltraud mich mit der damals noch ganz kleinen Tochter Diana oft besucht haben. Reinhard war ja der Patenonkel zu Diana.

\*

Die Zeit verging und das Leben musste ja irgendwie weitergehen.

Dann im Frühjahr 1975 hatte Willy einen Autounfall. Ihm war Gott sei Dank nichts passiert, aber der Wagen war hin, Totalschaden. Auf dem Weg zur Arbeit war die Straße überraschenderweise noch einmal sehr glatt geworden.

Da er selbst Schuld hatte, zahlte die Versicherung auch nichts. Es musste also ein neues Auto her. Wie sollte er schließlich zur Arbeit kommen?

Vier Wochen später wurde er entlassen und war dann arbeitslos. Ein weiteres Jahr später wurde Willy Frührentner.

Später sind wir dann doch jedes Jahr im Urlaub gewesen, soweit es die Gesundheit zuließ.

1980 brach sich Willy das Fersenbein. Es dauerte recht lange, bis er wieder beschwerdefrei laufen konnte. So verging ein Jahr nach dem Anderen. Es war nicht immer leicht für mich. Aber ich kämpfte mich immer wieder zurück und blickte nach vorn. Was blieb mir auch Anders übrig?

\*

Oft träumte ich von Ostpreußen und würde gerne noch einmal zu Besuch dorthin reisen. Aber Willy hatte keine Lust. Er hatte von seinen Geschwistern, die teilweise schon einmal dort waren, nichts Gutes gehört. Von den Gebäuden würden sowohl bei ihm, wie auch bei mir, nichts mehr stehen. Überall nur Disteln und Unkraut. Und trotzdem wollte ich gern noch einmal nach Ostpreußen, aber das waren damals für mich nur Träume.

1994 haben wir das große Glück gehabt unsere goldene Hochzeit feiern zu dürfen.



Goldene Hochzeit 1994

Danach ging es Willy zeitweise nicht mehr so gut. Der Arzt sagte, die Gehirnzellen sterben langsam ab. Erst sehr viel später habe ich erfahren, dass es Alzheimer war.

Jahrelang hatte Willy Probleme mit den Bronchien gehabt. Der Schleim saß manchmal so fest, dass ich Angst hatte, das er beim Husten erstickt. Es war wirklich schlimm.

Dann im Februar 1997 kam Willy in das Krankenhaus. Er hatte Magengeschwüre und auch Magenbluten.

Nach einigen Tagen verlegte man ihn auf den Meißner in die Psychiatrie.

Im März hatte ich ihn dann für 3 Wochen zu Hause. Aber das war für mich alles viel zu schwer. Ich brach regelrecht zusammen.

Es ging nicht, ich konnte nicht mehr. Willy musste wieder zurück in das Pflegeheim. Es tat mir sehr leid, aber ich wurde mit der gesamten Situation nicht mehr fertig. Manchmal war er recht aggressiv und zeitweise wusste er wohl auch nicht mehr, was er tat.

Anfang Mai kam er dann endgültig in das Pflegeheim. Es war für mich und die Kinder eine hohe Belastung und eine schwere Zeit. Eine Besserung war nicht abzusehen. Im Gegenteil, der körperliche und dann auch der geistige Verfall, wurde immer offensichtlicher.

Man konnte nichts tun und musste mit ansehen, wie es ihm Tag für Tag schlechter ging. Eine normale Unterhaltung war schon lange nicht mehr möglich.

Dazu kamen natürlich noch die recht hohen Kosten, die ich selbst zu tragen hatte.

Ich bin meinen Kindern noch immer sehr dankbar, dass sie in dieser schweren Zeit so treu zu mir standen und noch stehen. Allein hätte ich diese ganze Situation niemals bewältigt.

Weihnachten 1997 habe ich dann bei Wilfried und seiner Familie verbracht, so wurde ich doch ein wenig von allen Problemen abgelenkt.

Hier haben wir dann beschlossen, dass wir im Mai nach Ostpreußen fahren wollen. Zu diesem Zeitpunkt wussten wir natürlich noch nicht wie es mit Willy weiterging. Aber Edeltraud war ja auch noch da.

Wieder einmal sollte Alles ganz anders kommen.

Am 23. Februar 1998 verstarb Willy im Pflegeheim in Hausen. Ich denke, es war eine Erlösung für ihn. Für mich war es sehr hart, dieses Entgültige, aber was sollte ich tun? Auch mit diesem weiteren Schicksalsschlag musste ich fertig werden.

Am 27. Februar 1998 wurde Willy beerdigt.

Fast jeden Tag ging ich damals zum Friedhof. Ich hätte nicht gedacht, dass mir der Abschied so schwer fallen würde. Aber meine Kinder stehen mir zur Seite und das ist mir ein ganz großer Trost.

\*

Der Mai kam und ich freute mich sehr auf die Fahrt nach Ostpreußen. Glücklicherweise hatte Erich zugesagt, auch mitzufahren. Somit hatten wir zwei Fahrer und konnten diesen Kurztrip dann am 20. Mai 1998 starten. Für mich ging ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung.

Es war eine schöne Fahrt, auch wenn wir ca. 16 Stunden unterwegs waren. Vier Stunden davon haben wir im Stau verbracht, aber damit hatten wir ja gerechnet.

Wilfried und Erich sind abwechselnd gefahren, das hat gut geklappt

Nun war ich sehr neugierig, wie ich in Ostpreußen so manches vorfinden würde, nach so vielen Jahren. Am 22. Januar 1945 haben wir unsere liebe Heimat verlassen müssen.

Jetzt waren wir auf dem Weg in die Vergangenheit. Dabei waren außer mir, noch meine Schwester Ida, natürlich Wilfried und Erich.

Sicher, ich war über viele Dinge enttäuscht, aber nach 53 Jahren hat sich eben Vieles verändert. Die Dörfer sind teilweise verkommen, viele Häuser abgerissen. Meine alte Schule habe ich auch wieder gefunden. Ich war sogar in dem Gebäude in meinem alten Klassenraum.

In Dimmern war sogar wieder ein kleines Lebensmittelgeschäft. Dort haben Ida und ich uns ein Eis gekauft. Ehrlich gesagt, ich hätte unser Dorf kaum wieder erkannt. Der Friedhof verkommen und viele Häuser in einem schlechten Zustand.

Nun ging es auf die Suche nach meinem Elternhaus. Das Auto wurde am Straßenrand geparkt. Der mir bekannte Feldweg war noch da, so kamen wir zuerst bis zu unseren Nachbarn. Dort waren nur noch die Mauern von der Scheune zu sehen. Wo früher das Haus stand, blühte nun der Flieder.

Ich wusste gleich, wo unser Gehöft stand, bzw. das was von dem übrig geblieben war. Es war wie ein kleines Wäldchen mit blühendem Flieder.

Auch den alten Brunnen haben wir gefunden, der war noch nicht einmal abgedeckt. In ein paar Metern Tiefe lebten wohl nur noch einige Frösche.

Auch haben wir die Mauerreste von unserer Scheune gefunden. Wir hatten ja einen großen Hof mit drei Einfahrten.



Unser Gehöft, die Überreste 1998.

Erinnern konnte ich mich noch, dass wir in der Scheune Geschirr vergraben hatten. So besorgten wir uns in einer nahen Gastwirtschaft einen Spaten und gruben mal hier und mal da. Aber gefunden haben wir, außer verbrannten Ziegeln, nichts. Ich habe mir ein wenig Erde von unserem Hof und einen kleinen Fliederbaum mitgenommen. In der Hoffnung, dass er bei mir im Garten angeht und ich eine schöne Erinnerung habe. Der Fliederbaum steht heute bei mir im Garten und blüht im Frühjahr in den schönsten Farben.

Die eigentliche Zufahrt zu unserem Hof war nicht mehr zu finden. Da war alles mit Unkraut und Gebüsch zugewachsen. Auch hat sich der Wald sehr ausgebreitet. Die Landschaft hat sich eben sehr verändert.

Nebenan bei unserem Nachbarn haben die Polen eine Kiesgrube bewirtschaftet. Daher war wohl die Zufahrtsstraße noch einigermaßen in Ordnung.

Auf dieser Straßenseite gab es damals sechs Bauernhöfe. Heute ist davon nichts mehr zu sehen. Es ist wirklich so, wie die sprichwörtliche „polnische Wirtschaft“.

Bei Tante Lotte auf dem Hof leben heute Polen, aber was für eine Unordnung? Auf der Weide am Haus standen zwei Pferde und zwei Kühe, sogar ein kleines Auto gab es. Auf einem hohen Strommast stand ein Storch in seinem Nest und klapperte ganz aufgeregt.

Im Tal war ein Teich, daneben war früher ein Brunnen. Das Wasser wurde früher mit Pferden nach oben gepumpt. Ich glaube, das Wasser könnte man heute gar nicht mehr trinken.

Ins Haus ließ man uns nicht und eine Verständigung mit den Leuten war auch nicht möglich. Schade!

In den Dörfern waren nur wenige Menschen die sich gezeigt haben. In den Städten wie Sensburg, Bischofsburg und auch Ortelsburg war es recht ordentlich.

Interessant war es auf den Märkten. Hier konnte man fast alles bekommen und das für wenig Geld.

\*

Das Hotel in Sensburg, wo wir übernachteten, war wirklich gut. Das Frühstück reichhaltig, man konnte alles haben. Die Zimmer waren sehr schön.

In den wenigen Tagen habe ich viel gesehen und erlebt. Ich bin dankbar und froh, dass es mir möglich gemacht wurde, meine alte Heimat noch einmal wiederzusehen. Wir haben viele Fotos gemacht, und ein Video gedreht. So habe ich immer ein sehr schönes Andenken.

In meinen Gedanken bin ich oft in meiner alten Heimat und das wird auch immer so bleiben, solange ich lebe. Auch mein Cousin und meine Cousine sind mir sehr dankbar für die Fotos, die sie von mir aus der alten Heimat bekommen haben. Ich selbst werde diese Bilder immer in Ehren halten. Es ist für mich eine sehr schöne, aber auch gleichzeitig eine sehr traurige Erinnerung. Man kann sich kaum vorstellen, was aus unserer Heimat geworden ist.

Aber immer wieder bin ich dankbar, dass ich noch einmal meine Heimat sehen konnte, die ganzen Erinnerungen werden immer wieder wach.

Die Kinderzeit... die Jugendzeit... und dann die Flucht im Winter 1945. Die Gefangenschaft.

Anschließend war es eine grausame Zeit. Zwei Jahre in Dänemark. Zwei Jahre eingesperrt zu sein, war sehr belastend und ich konnte dies nur überstehen weil ich damals noch recht jung war. Es war sehr schwer, getrennt zu sein, von der Familie und dem Mann.

\*

Heute bin ich 84 Jahre alt, habe das Alles gut überstanden. Alle mir auferlegten Prüfungen, die vielen Schicksalsschläge. In meiner neuen Heimat fühle ich mich auch wohl. Ich denke aber heute noch oft an meine liebe Heimat Ostpreußen. Fast jede Nacht im Traum bin ich dort.

Nur dass ich jetzt allein leben muss, das ist nicht so schön.

Aber so ist es eben auf dieser Welt.

\*\*\*\*\*



Bis Mai 2017 konnte sie in ihrem Haus, in Laudenbach leben. Unterstützt durch beide Kinder und ihrer Schwiegertochter.

Ab Juni 2017 lebte sie im Pflegeheim der AWO Witzenhausen.

Am 7. September 2021 verstarb Frieda Olk im Alter von 96 Jahren, in Witzenhausen.

Alle Rechte by Wilfried Olk im Jan.2009  
und im Okt.2021

E mail:wilfried.olk@web.de

Nachtrag:

Frieda Olk geb. Scharnowski, geb. in Dimmern, Kreis Ortelsburg in Ostpreußen. Dies ist die Geschichte einer idyllischen und zufriedenen Jugendzeit.

Dann kam der zweite Weltkrieg, der nach und nach ihr Leben veränderte. Beschrieben wird wie sich die Dinge aus ihrer Sicht entwickelten. Der normale Alltag auf einem Bauernhof in Ostpreußen.

Sie musste Ihre Heimat verlassen, verlor gleich zu Beginn der Flucht ihre Mutter und Geschwister. Im kalten Winter 1944 musste sich mit zwanzig Jahren allein durchschlagen.

Die Flucht, dann die Internierung in Dänemark und schließlich die Eingliederung in eine neue Heimat.

Dieses Buch war ursprünglich nur für einen kleinen Kreis bestimmt, daher ist es recht persönlich geschrieben.

Diese Lebensgeschichte sollte besonders ihren Nachkommen aufzeigen, wie es damals war.